

Illustrirte Frauen-Zeitung.

Ar. 26.

Wöchentlich eine Nummer.
Vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin, 23. Juni 1889.

Große Ausgabe mit
allen Kupfern: 4 1/4 M.

XVI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Eine Lustgas-Operation.

Novellette von José Baronin von Schneider-Arno.

„Bitte, Herr Baron, sich nur einige Minuten zu gedulden. Der Herr Doctor wird gleich bereit sein; es handelt sich nur um eine kleine Lustgas-Operation.“

Mit diesen Worten verschwand der dienstbare Geist, so heiter lächelnd, als ob die „Lustgas-Operation“ in der That etwas „Lustiges“ wäre. Ich faßte mich in Geduld, denn ich kannte die „Minuten“ des Zahnarztes. Er besaß jedenfalls eine andere Zeitrechnung als der Rest der Menschheit.

Als ich wehmüthig mein geschwellenes Antlitz im Spiegel betrachtete, fielen mir mit Schauern die Worte meines Freundes Bartenstein ein: „Wenn Du nicht gleich zum Arzt gehst, wirst Du zeitlebens Dein geschwellenes Gesicht behalten; Herr von N. und Graf Z. sind nie mehr davon kurirt worden.“ Bartenstein hatte für jeden Krankheitsfall im Regiment ein paar Illustrationen bei der Hand. Er war unser medicinisches Orakel, ein eingeseifigter Homöopath. Mit seinen Kügelchen kurirte er nicht nur seine Schwadron, sondern auch alle Pferde und Hunde derselben. Sein größter Gegner war daher der Regimentsarzt, ein Allopath, — ein „Erzpfuscher“, wie Bartenstein ihn wohlwollend nannte.

Bartenstein hatte im Uebrigen Recht. Es war die höchste Zeit, daß ich zum Zahnarzt kam. Ich war im normalen Zustande nicht übel, aber jetzt! br! eine wahre Caricatur! Von meinen Zigeimeraugen bis zu dem etwas spitzen Kinn war das ganze Antlitz nach rechts gezogen, auch die rechtsseitige Spitze meines schönen Schnurbartes stand in bedenklicher, windschiefer Richtung. Entsetzt wandte ich mich von dem verrätherischen Spiegelglaste ab und schritt melancholisch zum Fenster, wo ich alsbald in Betrachtungen des Gegenübers versank. Ich blickte nämlich in einen Modestalon, wo vier oder fünf Probir-Ramsells Mäntel, Jacken, größere und kleinere Umhänge an- und auszogen, um- und abnahmen und sich, gleich Gliederpuppen, nach allen Richtungen drehten, mit stereotypem, gedankenlosem Lächeln auf den hübschen Gesichtern. Da nun aber die Sonne in den Salon schien, wurden von der corpulenten Laden-Besitzerin die Vorhänge energisch zugeklagen. Ungerlich zog ich mich in das Innere des Wartezimmers zurück und blätterte in einer der aufliegenden Zeitschriften. Das erste, was mir in die Augen fiel, war ein sentimentales Liebesgedicht. — „Nein, Zmre,“ sagte ich zu mir selbst, — „du hast zwar eine geschwellene Backe, — aber so weit bist du noch nicht gekommen, daß du ein sentimentales Gedicht lesen wirst!“ Ich klappte das Buch zu. — Apropos — Zmre heißt auf deutsch Emmerich. Ich bin ein Ungar aus dem Neutraer Comitatz und habe die Ehre mich vorzustellen als: Zmre von Horvát, k. k. Rittmeister im fünften Husaren-Regiment.

Da mein stummer Verkehr mit dem Gegenüber gestört worden war, ließ ich meinen Blick an den Bildern, an den blauen Atlasmöbeln und den mit gelber Seide gefütterten Portièren vorüberstreifen und kam zu dem geistreichen Schlusse, daß dies Gemach ein ganz hübscher Salon sein könnte, wenn es nicht das Wartezimmer eines Zahnarztes wäre. Ich habe manchmal sehr geistreiche Einfälle, über die meine Kameraden herzlich lachen können. Alle meine Verwandten (ich besitze zweiundzwanzig Vettern und sechsunddreißig Cousinen), die Namensverwandten nicht mit eingerechnet, denn in Ungarn giebt es noch mehr Horváts als Zichys, alle meine Verwandten nennen mich den „okos Horvát Zmre“, d. h. den geistreichen Emmerich Horvát. Man kann sich leicht vorstellen, wie Geistes Kinder die zweiundzwanzig Vettern sind.

„Bitte, Baronesse, nur noch einige Secunden zu warten, der Herr Doctor wird gleich kommen. Es handelt sich nur um eine kleine Lustgas-Operation.“

„Ist denn! wie viel Lustgas verbraucht denn der

Doctor! Seit einer Stunde immerfort Lustgas! Das ist ja eine wahre Carnevals-Stimmung.“

Die Jose verzog ihr Antlitz zu einem breiten Lächeln und zeigte dabei mehrere große Zahnlücken, die gerade nicht dazu beitrugen, ihre Physiognomie anziehender zu gestalten. Zu gleicher Zeit sah ich aber auch ein paar dunkle Augen auf mich gerichtet, deren Feuer fast mit dem meiner Blicke rivalisiren konnte.

Ich drückte mich verschämt in die Ecke des blauen Sofa's und wandte mein geschwellenes Profil ab, somit das normale, annähernd griechische, der jungen, hübschen Dame zu, die sich nun ihres Pelzes und Muffes entledigte und sie ihrer Begleiterin übergab. Diese legte beides behutsam in meine nächste Nähe und verschwand.

Wäre meine Backe nur etwas weniger geschwellen gewesen, ich hätte mir auf keinen Fall die herrliche Gelegenheit entgehen lassen, ein der Situation angemessenes Gespräch zu beginnen, wie z. B.: „das Warten ist sehr unangenehm, mein Fräulein!“ oder: „gnädiges Fräulein leiden auch an den Zähnen? Unglaublich! bei einer solchen denture!“ So aber verhielt ich mich mäusestill, die reizende Silhouette am Fenster betrachtend und folgendes Facit aus der Betrachtung ziehend:

„Gut gebaut, feine Fesseln, — kleiner Kopf, prächtige dunkle Mähne und schöne, kluge Augen! Perfecte Dressur, anmuthige Gangart, sehr chic!“

Neben mir lag der Muff aus Seehundfell, — ich streichelte den weichen Pelz, steckte verstohlen meine Hand in die Oeffnung und zog ein kleines, feines, parfümirtes Taschentuch daraus hervor. Das legte ich wie einen Umschlag auf die franke Backe, und eine wohlthuende Wärme verbreitete sich über mein leidendes Antlitz. Ich schloß die Augen —

Da ertönte plötzlich ein markerschütternder Schrei und unterbrach meine sympathetische Kur! — Ich stürzte mit dem Tuche in der Hand zur Thür, um dort mit der eben Eingetretenen etwas unsanft zusammen zu stoßen. „Pardon! Pardon!“ ertönt es nun gleichzeitig von unseren Lippen, und wir wollen Beide in das Heiligthum des Arztes dringen, um dort Hülfe zu leisten oder ein armes Menschenkind vor zu viel Lustgas zu bewahren.

In demselben Moment trat jedoch der blonde Plombir-Assistent aus der Wartekammer und beruhigte uns mit lächelnder Miene, indem er in ausgesprochenem Berliner Tonfalle sagte: „Ach, meine Herrschaften, ich bitte, sich zu beruhigen, es war ja nur eine ganz kleine Lustgas-Operation!“

In der That ertönte jetzt aus



Wohin? Von E. Mock. — Siehe Seite 111.

dem Nebenzimmer die Stimme des Doctors, der seinem schreienden Patienten im echten Wiener Deutsch eine Straßpredigt über sein unbändiges Benehmen hielt. — „Na also,“ klang es heraus, „das war nothwendig, so ein Spectakel zu machen, daß alle Leut' auf der Gassen z'ammenlaufen und glauben, daß hier Jemand mir nichts, dir nichts massacrirt wird!“

Bald darauf erschien das Lustgas-Opfer in Person: ein kleiner, dicker Mann, dem die Thränen über die hochgerötheten Wangen liefen. Unter tiefen Seufzern, und indem er mit einem großen, rothgewürfelten Taschentuche die salzigen Tropfen abtrocknete, sagte er mit weinerlicher Stimme: „Mein bester Herr Offizier, glauben Sie mir, lieber lasse ich mich mit meinen fünf- undsechzig Jahren noch zum Landstürmer anwerben, als daß ich noch einmal Lustgas einathme. Schönes Lustgas das!“

Ich konnte nicht länger die Klagen des armen Opfers anhören, denn der Doctor hatte mich und die „Baronesse“ bemerkt. Ich wollte natürlich der jungen, reizenden Patientin (sie gefiel mir, in der Nähe betrachtet, immer besser), den Vorrang geben, doch, zu meinem größten Erstaunen bat uns der Arzt zu gleicher Zeit in sein inneres Heiligtum und begann in seiner gemüthlichen Art mit uns Beiden zu plaudern.

„Na, Herr Baron, Sie sind schön zugerichtet und noch dazu im Fäching, — das is' doch ein rechtes Pech, und Sie, Baronesse, haben's wieder Anstand mit dem eingesezten Zahner! Na, das werden wir gleich richten; kommen's nur und setzen's Sie sich schön her. Aha, da hapert's! Da nehm' ich ihn halt einfach heraus und laß' ihn abseilen. In einer Minute bin ich wieder da! Der Herr Baron werden mit der Baronesse ohnehin viel zu plaudern haben“ — und er verschwand.

Zuerst blickten wir Beide erstarrt zur Thür, dann begannen sich unsere Augen, und ich trachte so gut als möglich zu lächeln, was mir ganz und gar nicht gelingt. Ich ermanne mich nun mit schwerem Herzen, meine Nitterpflicht zu erfüllen und stottere etwas „von im Wege sein“ und von „geniren“ hervor, mich dabei langsam zur Thür bewegend.

Nun befinde ich mich in paralleler Linie mit dem Sessel, auf dem die Baronesse Platz genommen und kann in aller Eile ihr Profil studiren. Die Nase nimmt einen griechischen Anlauf, wird dann aber plötzlich voller und endet ein klein wenig in der Richtung nach aufwärts. Die Wange ist sanft gerundet, der Teint tadellos; der Mund spielt im Profile beinahe gar keine Rolle, so klein ist er. Auffallend hübsch ist die Hand, und was die Zähne betrifft, so brauche ich mich nur ein wenig vorzubiegen, um im Spiegel, den die Baronesse in der Hand hält, eine, außer einer kleinen Lücke tadellose Reihe regelmäßiger, weißer Perlen zu entdecken. Zu gleicher Zeit bemerke ich mit nicht geringem Schreck ein paar dunkle, auf mich gerichtete Augen unter stark gewölbten, schönen Brauen. Einer inneren Eingebung folgend (ich gebe sehr viel auf innere Eingebungen), trete ich einen Schritt weiter vor und überreiche der zürnenden Göttin das entwendete Taschentuch mit äußerst anmuthiger Handbewegung. Ich ernte ein freundliches Antlitz mit einem Grübchen in der Wange, das mir früher entgangen war, und das mich ganz in Ekstase versetzt. Das Eis ist gebrochen! Ich vergesse meine geschwollene Wange und stelle mich in's Sonnenlicht. Ich hoffe, sie wird an mich die Frage stellen, ob mir die Sonne nicht lästig sei. Da hätte ich mein historisches Wort an den Mann bringen können, das Fürstin Dolgorucki bei ähnlicher Gelegenheit dem Czaren Alexander erwiderte und das sie zu seiner Gemahlin erhoben hat: „Ich habe zwei Sonnen vor mir, Majestät!“

Sie fragt mich aber nicht, und mein historisches Wort bleibt ungesprochen. Sie blickt mich nur an, und ich sehe so viel Wohlwollen in diesem Blicke, daß ich mein Vorhaben, nicht indiscret zu sein, ganz aufgebe.

Nun spricht sie und — o Wonne, mit entschiedenem ungarischen Accent!

„Ich finde es sehr komisch von dem Doctor, uns warten zu lassen. Man hat jetzt so viel zu thun; er sagt immer: nur eine Minute, und dann dauert es eine Stunde.“

„Wahrscheinlich eine Lustgas-Operation,“ erwidere ich schlagfertig und zaubere dadurch wieder das Grübchen in ihre Wange. Das giebt mir neuen Muth, und ich fahre fort: „Leiden Baronesse oft an Zahnschmerzen bei dieser wunderbaren denture?“

„Ach, o nein, gar nie; aber, denken Sie sich, Herr Rittmeister, vor einer Woche esse ich mit einem Vetter von mir ein Bielliebchen, beiße auf die harte Mandel, und frag! ist mein Zahn abgebrochen. Zsternem! war das unangenehm! Ich bin gleich nach Hause gefahren, und am andern Tage um acht Uhr in der Früh war ich schon hier. Der dumme falsche Zahn paßt aber nicht, und heute Abend haben wir einen großen Ball, und ich kann doch nicht mit dieser Zahnlücke den Tanz eröffnen.“

Ich trete ganz nahe, um die Lücke genauer zu betrachten, doch die Baronesse hält das Taschentuch fest an den Mund und schüttelt den Kopf. Dabei blickt sie mich an und beginnt plötzlich laut zu lachen.

„Oh, wie Sie geschwollen ausschauen! Das ist zu komisch! Verzeihen Sie,“ fügt sie gutmüthig bei, „es ist nicht recht, daß ich lache, aber Sie haben Alles auf einer Seite, und auf der andern ist gar nix! Und wenn Sie lachen, dann glaubt man, Sie weinen!“

„Sie sind sehr grausam, Baronesse, mich so zu ver-spotten. Wenn Sie wüßten, wie weh Sie mir thun, würden Sie gewiß nicht lachen. Ich bin auch heute Abend zu einem Ball bei meiner Cousine Zllona Horvát geladen, soll meine schöne, reiche Verwandte kennen lernen und mit ihr die erste Quadrille tanzen. Ich wette aber, wenn sie mich sieht, wird sie auf dies Vergnügen verzichten.“

„Sie kennen Ihre Cousine gar nicht? — wie sonderbar!“

„Höchst sonderbar, Baronesse, aber das hat seine Gründe. Zllona Horvát ist sehr reich; ihr Vater zahlt 70,000 Gulden Grundsteuer, und sie ist sein einziges Kind. Alle männlichen Horvát's machen ihr den Hof und möchten die reizende Cousine heirathen. Ich bin ein armer Teufel und bin dem Goldfische aus dem Wege gegangen, denn ich fürchte, daß, wenn sie so hübsch ist, wie man sagt, ich mich am Ende doch in sie verlieben würde, und das wäre ein wahres Unglück für mich, heirathen würde sie mich nämlich doch nicht! Ein Kamerad von meinem Regimente hat ihr nun thörichter Weise meine Existenz verrathen, und vor acht Tagen erhalte ich einen Brief von ihrem Vater, worin dieser mir Vorwürfe wegen meines Ausbleibens macht, und mich dringend für heute Abend einladet. Zllona hat sogar die erste Quadrille für mich reservirt. Wenn sie mich in meinem geschwollenen Zustande sieht, wird sie wohl darauf verzichten! Ich wollte jedoch die schöne Cousine nicht kränken, schreibe also dem alten Herrn einen Zusagebrief, fahre gestern von Stockerau herein, erkalte mich mordsmäßig, — und heute früh sagt mir mein Freund Patos, bei dem ich wohne: „Imre Horvát, schau in den Spiegel; Du wirst eine wahre Freude an Dir haben.“ Meinen Schreck, als ich dieses Gesicht erblickte, können sich Baronesse vorstellen.“

„Sie Armer,“ sagt nun die Baronesse herzlich, „ich bemitleide Sie wirklich, — aber, — vielleicht kann ich Ihnen helfen und zwar,“ — nach einer kleinen Pause, — „auf zweierlei Art. Erstens kenne ich Ihre Cousine Zllona sehr gut; sie ist sogar meine beste Freundin. Ich werde sie auf ihren Vetter vorbereiten und ihr sagen, daß er (mit einem reizenden Augenaufschlag) momentan weniger schön ist als sonst.“

Ich schlage meine Sporen zusammen und mache ein tiefes Kompliment. Diese Freundin ist reizend.

„Zweitens,“ fährt sie fort, „habe ich ein ausgezeichnetes Mittel gegen dicke Backen, — das werde ich Ihnen schicken, wenn Sie mir Ihre Adresse angeben.“

„O bitte, Baronesse, — und ich bitte auch um eine Quadrille für heute Abend. Sie sind gewiß auch auf dem Balle?“

„Natürlich, aber ich habe nur noch die erste Quadrille frei, und die haben Sie ja schon vergeben.“

„Ja, leider, — aber vielleicht tanzt die Cousine nicht mit mir, wenn Baronesse ihr sagen, wie ich aussehe, vielleicht schämt sie sich, und dann erbarmen Sie sich meiner.“

„Parдон, daß ich Sie habe warten lassen,“ unterbricht nun, zu meinem großen Leidwesen, der herein-tretende Doctor unsere interessante Unterredung, — „aber es war nur —“

„Eine kleine Lustgas-Operation,“ falle ich ihm in's Wort.

„Richtig errathen, Herr Baron, — so, da ist das Zahnerl, Baronesse, na, also, ist's jetzt recht?“

„Ganz recht!“ und meine allerliebste neue Freundin springt auf, nimmt ihre Handschuhe und eilt mit einem „Adieu, Herr Doctor,“ zur Thür hinaus. Ich komme ihr zuvor, drücke ihr noch meine Visitenkarte in die Hand, die ich bei dieser Gelegenheit ergreife und küsse und rufe ihr noch zu: „Ungargasse, Reitlehrer-Institut, und heute Abend erste Quadrille!“

Lachend verschwindet sie, und ich kehre langsam in das Ordinations-Zimmer zurück. Ergeben sehe ich mich in den Marterstuhl und sehe noch immer zwei dunkle Augen und ein reizendes Grübchen im Gesichte vor mir. Ach wenn nur die Baronesse die Cousine, und die Cousine die Baronesse wäre!

Die Stimme des Doctors weckt mich aus meinen süßen Träumen.

„Das Fräulein Schwester hat es sehr eilig, — wahrscheinlich Fäching-Angelegenheiten?“

„Wen meinen Sie?“

„Nun, die Baronesse!“

Mit Mühe vermag ich zu stammeln:

„Das ist doch nicht meine Schwester, lieber Doctor,

ich habe gar keine Schwester!“ Das Handtuch, das mir in den Mund gesteckt wird, hindert mich daran, das gehörige Pathos in meine Erklärung zu legen. Jetzt ist die Reihe an dem Doctor, sein Erstaunen auszudrücken. Er hält in seiner Hefenarbeit inne: „Nicht Ihre Schwester, Herr Baron? Na, das ist eine schöne Geschichte! Ich war überzeugt, daß die Baronesse Horvát die Schwester des Barons Horvát sei! Wie hätte ich sonst Sie Beide zugleich hereingeführt! Na, die Baronesse wird schön böse auf mich sein!“

„Sie heißt Horvát, sagen Sie, — das ist am Ende doch —!“ Der Rest meines Satzes verhallt in dem Lustgas-Apparat, der mich bald in höhere Regionen versetzt. Ich sehe ganz deutlich meine Cousine mit der kleinen Zahnlücke vor mir, ich fühle ihre Hand auf meiner geschwollenen Wange, — das thut so wohl und doch so weh! . . .

„Da haben wir ihn! Aufwachen, Herr Baron,“ ertönt es nun an mein Ohr. Doch ich will nicht aufwachen; der Traum ist zu schön! — Ein Zahnarzt kennt aber kein Erbarmen, und alle meine Bitten, mich nochmals zu narkotisieren, bleiben unerhört. Der Sack, der so schöne Träume in sich barg, wird weggetragen, und die wohlbekannte Stimme, die nun im Nebenzimmer ertönt: „Gleich, mein Herr, — es ist nur eine kleine Lustgas-Operation,“ — bringt mich wieder vollkommen auf die Höhe der Situation. Ich stehe auf, verabschiede mich vom Doctor, drücke ihm zärtlich die Hand für alle mir bereiteten Genüsse und eile hinaus, vorüber an dem lächelnden Antlitz der Jose, der ich in klingender Münze Lebewohl sage. Unten am Hausthore besteige ich den mich erwartenden Wagen und sporne den Kutscher zur Eile an.

In meiner, oder vielmehr in der Wohnung meines Freundes Patos angelangt, freue ich mich, ihn nicht daheim zu treffen, — denn ich war in einer gewissen sentimentalen Stimmung, in der ich seine Scherze und Witze nicht gut vertragen hätte. Diese Stimmung wurde noch wehevoller, als ein Diener mir ein kleines Päckchen überbrachte. Ehe ich es öffnete, sog ich noch mit Wonne den feinen Veilchenduft ein, der ihm entströmte und mich lebhaft an ein gewisses kleines Taschentuch erinnerte.

O Imre, Imre! mir scheint, du bist verliebt! Zum zwanzigsten Male in so jungen Jahren ein Opfer der Liebe! — Ich öffne das Päckchen. In einer eleganten Cassette liegt ein Fläschchen, und an diesem ist mit rothem Bande ein Stück Papier befestigt, auf dem mit festen Schriftzügen steht: „Alle zwei Stunden die geschwollene Wange mit dieser Flüssigkeit einreiben!“ Die Orthographie ist nicht ganz richtig, aber ich habe nie für die Orthographie geschwärmt und drücke das unorthographische Schriftstück zärtlich an meine Lippen. Ganz unten am Boden der Cassette entdecke ich eine Karte mit den Worten: „Heute Abend neun Uhr erste Quadrille mit Cousine Zllona tanzen!“

Wohl fünfzig Mal lese ich das Recept, — reibe mich alle fünf Minuten mit dem Mittel ein, und mein Freund trifft mich in der wohnseligsten Stimmung, ermangelt aber nicht, alsbald etwas Außergewöhnliches zu wittern und überfluthet mich mit schlechten und guten Witz. Ich bleibe jedoch schweigsam wie eine Sphinx und verberge meine Schätze vor seinen profanen Blicken. Er schwärmt von Zllona Horvát und läßt durchblicken, daß er in hoher Gnade bei ihr stehe, und sie nicht abgeneigt sei, ihn zu heirathen. Meine anscheinende Theilnahmslosigkeit ärgert ihn, und er zieht sich zur Toilette in sein Schlafzimmer zurück, indem er entrüstet ausruft:

„Baratom! Du bist ein langweiliger Kerl! Entweder bist Du verliebt oder krank!“

Meine Wange bessert sich zusehends; sie ist beinahe normal. Um acht Uhr sitzen wir Beide, Patos und ich, im Wagen und fahren in das Palais meines Onkels. Wir sind am Ziele. Hellerleuchtete Fenster strahlen uns entgegen, und die begaubernden Töne einer musizirenden Zigeunerbande versetzen mich in Entzücken. Ein behäbiger Portier in ungarischer Nationaltracht empfängt uns ehrerbietig am Wagenschlage, ein junger, hübscher Leibhuar führt uns die elektrisch erleuchtete, mit frischen Blumen geschmückte Treppe hinauf. Patos ist hier zu Hause, — er übernimmt nun die Führung. Zuerst durchschreiten wir ein helles Foyer und gelangen in einen eleganten kleinen Salon, wo rauschende Schleppen älterer Damen das Durchschreiten zu einer wahren Steeple-Chase gestalten. Vor einer stattlichen Dame in schwarzer Sammet-Toilette wird Halt gemacht.

Infolge meiner außerordentlichen Intelligenz vermuthete ich, daß das meine Tante Horvát ist — sie empfängt mich mit zärtlichen Vorwürfen und sagt, ich sei der einzige Horvát, der sie nicht besucht habe und dergleichen mehr; dann stellt sie mich den sie umringenden anderen Müttern als ihren lieben Neffen Horvát Imre vor. Viele federengeschmückte Häupter nickten mir zu, viele Augen mustern mich vom Scheitel

bis zur Bege. Mir wird sehr unbehaglich zu Muth, und ich trachte, bei meinen Verbeugungen immer näher zur Thür zu gelangen, was mir endlich auch gelingt. Das nächste Zimmer bietet schon einen erfreulicheren Anblick. Einzelne Paare sitzen in gemütlichen Nischen und an kleinen Etablissements und ruhen vom Tanze aus. Mehrere Kameraden begrüßen mich und stellen mich ihren Damen vor. Bartenstein mischt gerade seiner Tänzerin eines seiner unfehlbaren Mittel in ein Glas und ist glücklich, auch da ein Opfer seiner Kunst gefunden zu haben. Patoš grüßt rechts und links, bringt hier und dort einen seiner verbrauchten Wize an und steuert endlich mit mir dem Tanzsaal zu, wo gerade ein Csárdás begonnen hat.

Mein Auge sucht natürlich gleich die Cousine. Sie ist nicht unter den Tanzenden; dort aber in einer Ecke steht sie, von Herren umringt, die sie offenbar zum Tanz auffordern. Jawohl, sie ist es, meine holde Freundin von heute früh! Patoš durchschreitet mit mir den Saal, um mich ihr feierlich vorzustellen. Ich lasse Alles mit mir geschehen und höre wie im Traume meines Kameraden näselnde Stimme: „Habe die Ehre, Ihnen, Baronesse, Ihren Better, Horvát Zmre, vorzustellen, Rittmeister beim fünften Husaren-Regiment.“ Ich mache meine vorchriftsmäßige Verbeugung; doch meine Blicke sind wie festgebannt an die reizende Gestalt in dem weißen duftigen Kleide, mit den berühmten Horvát'schen Perlen um den schneeweißen Hals, — gebannt an die dunklen Augen, an das gewisse Grübchen in den erhitzten Wangen! —

„Freut mich sehr, Sie kennen zu lernen, Better Zmre; meine Freundin hat mir schon viel von Ihnen erzählt“ — und dabei lächelt sie schelmisch und zeigt die hübschen kleinen Zähne mit dem fremden Eindringling vorn in der Mitte. Niemand weiß um dieses Geheimniß als ich! — Meine Cousine muß meine Gedanken errathen, — denn sie rächt sich, indem sie nun meine, noch immer etwas gespannte Wange betrachtet und fortfährt:

„Ich sehe, die „geschwohlene“ Backe ist viel besser, aber der Schnurrbart ist noch immer ein wenig schief.“

Sie spricht das Wort „geschwohlen“ ebenso unorthographisch aus, wie sie es schreibt, — das finde ich allerliebste und ihr ungarisches Deutsch klingt wie Musik meinem Ohre.

„Meine Freundin —“

„Pardon, daß ich unterbreche,“ sagt nun Patoš, — „wer ist diese gemeinsame Freundin? Habe ich nicht die Ehre, sie zu kennen?“

„Vielleicht, Herr von Patoš,“ erwidert Zllona lachend, „haben Sie sie schon gesehen; sie sieht mir sehr ähnlich, nur hat die Arme ganz vorn eine Zahnflücke, — sehen Sie, gerade hier,“ — und dabei deutet sie auf ihren kleinen falschen Zahn.

Um uns wird der Csárdás fortgesetzt und ist nun auf dem Culminationspunkte der Raserei angelangt. Das paßt so ganz zu meiner Stimmung! Ich habe noch kein Wort gesprochen, doch als ich sehe, daß Patoš Miene macht, Zllona zu engagiren, nehme ich eine kühne Wendung, schlinge meinen Arm um sie und fliege mit ihr durch den Saal, Patoš und die anderen harrenden Tänzer in höchster Entrüstung zurücklassend.

War das ein sich Suchen und Finden, Tremmen und Vereinen, ein Rasen und Tanzen! War das ein Leuchten in Zllona's Augen! Ein Glühen in ihren Wangen! Ein Pochen und Klopfen in ihrem Herzen!

„Ja, das ist Lustgas!“ rief sie jauchzend aus und rief den Zigeunern, die schon zum zehnten Male den Schluß-Accord spielen wollten, ein lautes „Heogy vót!“ zu. Ich war im Himmel! Für uns Ungarn ist der Himmel ohne Csárdás gar nicht denkbar! —

Meine Tänzerin hing endlich erschöpft an meinem Arme. Wer je mit einem geliebten Mädchen Csárdás getanzt hat, der weiß, wie mir zu Muth war, — das kann keine Feder beschreiben, am allerwenigsten die eingetrocknete eines Husaren-Rittmeisters!

Der letzte Geigenstrich war verklungen; alle Paare suchten die verschiedenen Ruheplätze auf. Die Fächer wurden energisch in Bewegung gesetzt; auch die Herren fächelten sich Kühlung zu oder stürzten zum Buffet, wo der Sekt in Strömen floß.

Zllona war bald wieder von allen meinen Rivalen umringt, die ihr bittere Vorwürfe machten, den einen Better allen anderen vorzuziehen. Patoš kam leuchtend heran; er hatte aus Verzweiflung über Zllona's Untreue eine der tanzenden Mütter engagirt, eine heirathslustige, reiche Witwe, deren Gewicht zu viel für seine schwachen Kräfte gewesen zu sein schien. — Er warf mir, der ich noch neben Zllona saß, wüthende Blicke zu.

„Lieber Better,“ ertönte es nun an meiner Seite in dem mir schon so liebgewordenen Tonsalle, — „gehen Sie jetzt zu meinem Vater in das Spielzimmer, und

sagen Sie ihm, daß Sie der Horvát Zmre sind; er wird sich sehr freuen, Sie kennen zu lernen.“ Ein er-muthigender Blick aus den schönen Augen begleitete diese Worte; ich that, wie sie geheißten und eilte in das Spielzimmer, — doch sah ich noch, wie Patoš allso-gleich meinen leeren Platz einnahm.

In einem raucherfüllten Gemache saßen die wür-digen Väter an mehreren Tischen und spielten Zarolás oder Tarok. Die leeren Champagner-Kübel, die an dem schon ziemlich geplünderten Buffet standen, gaben Zeugniß von reichlich vollbrachter Arbeit.

Die Gesichter der alten Herren waren geröthet, und öfters wurde das Spiel unterbrochen durch ein lautes „Hajak!“, wenn Einer der heiteren Greise eine pikante Anekdote zum Besten geben wollte.

„Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp, Zu tauchen in diesen Schlund!“

citirte jetzt ein kleiner Graubart und deutete auf mich, der ich noch nicht den richtigen Moment gefunden hatte, mich vorzustellen.

„Was wünschen Sie, edler Daniel, in dieser Löwen-grube?“ redete mich ein Zweiter an.

„Ich habe die Ehre mich meinem Oheim, den ich noch nicht die Ehre habe zu kennen, vorzustellen.“

„Bravo! er hat die Ehre, noch nicht die Ehre zu haben, — sehr gut!“ tönte es nun von einem anderen Tische herüber.

Ein wenig eingeschüchtert nannte ich jetzt nur meinen Namen.

„Horvát Zmre!“ —

„In mein Herz, mein lieber Nefte,“ rief sofort mit einer tiefen Stimme ein alter Herr mit schwarzen, blizzenden Augen und weißen, buschigen Brauen, „freut mich ungemein! — Hast lange warten lassen!“ Und nachdem er mich aufmerksam betrachtet, fuhr er fort:

„Ganz ein Horvát'sches Gesicht, — ganz und gar unsere schönen Augen!“

„Da, haratom,“) trink' auf gute Verwandtschaft, — hier sind noch fünf bacsi's***) von Dir.“ — dabei deutete er auf fünf alte Herren, die mich der Reihe nach, nach ungarischer Sitte, umarmten und abküßten.

So viel Verwandtschaft ist zu viel Glück! dachte ich mir und blickte sehnsuchtsvoll zur Ausgangsthür. Ich hörte schon die Befehle des Arrangeurs, sich zur ersten Quadrille zu sammeln. Doch da gab es kein so schnelles Entrinnen; jeder sogenannte Onkel wollte genau wissen, wer mein Vater und meine Mutter waren, — ich mußte Allen Red' und Antwort stehen und erklären, in welchem Verwandtschaftsgrade ich zu ihnen stände, bis endlich ein alter General, der nicht Horvát hieß, zu meiner Freude ausrief:

„Na, hat denn diese verwandtschaftliche Nährscene gar kein Ende?“

„Lassen wir ihn gehen,“ fiel nun mein wirklicher Onkel einem falschen in's Wort, der mich noch nach einer alten Erbante ausfragen und durchaus nicht glauben wollte, daß sie sich sehr wohl befände, — „lassen wir ihn gehen, — Jugend gehört zur Jugend, — morgen Zmre, auf Wiedersehen bei Tische!“ Ich war so-gleich bei der Thür, eilte in den Saal und kam noch gerade zur Quadrille zurecht. Meiner Cousine saß immer der Schelm im Nacken, und sie meinte, ob ich nicht lieber mit der Freundin tanzen möchte.

„Gut, ich tanze mit der Freundin,“ sagte ich lachend (ich kam diesen Abend gar nicht aus dem Saale heraus) und eilte mit Zllona am Arme an meinen Platz. Patoš war unser Gegenüber, doch er würdigte mich keines Blickes. War es aber der Champagner, den ich bei den „Vätern“ getrunken, waren es Zllona's schöne Augen, ich war diesen Abend nicht mehr Herr meiner selbst, und der Himmel weiß, was ich für Unsinn geplaudert. — Als wir einmal leise mit einander sprachen, und Patoš höhnisch fragte, ob wir wohl so ernste Ver-wandtschafts-Angelegenheiten zu verhandeln hätten, schüttelte Zllona nur ihr Haupt und sagte kurz: „Wir sprechen von viel ernsteren Dingen, — von einer Lust-gas-Operation!“

Patoš wurde nicht klüger, als er war, — wir lachten aber über sein erstauntes Gesicht und benahmen uns wie ein Paar unartiger Kinder. —

Patoš und ich sind die Letzten. Beim Abschiede küßte ich die kleine Hand Zllona's einmal für meine Cousine, einmal für die Freundin, — und dann wieder für die Cousine.

Patoš spricht während der Nachhausefahrt kein Wort.

Den anderen Tag aber macht er mir Vorwürfe über meine Unaufrichtigkeit, über meine Falschheit. Ich höre lange geduldig zu und will mir meine glückliche Stim-mung nicht verderben lassen, — doch da er unartig und grob wird, zahle ich's ihm mit gleicher Münze zurück, und das Ende ist eine regelrechte Forderung von

*) Hör! hör!

**) Mein Bruder.

***) Onkel.

meiner Seite, die auch angenommen wird. Ich speise bei meinen Verwandten und fahre Abends nach Stockerau. Zwei Tage darauf schlagen wir uns bei einem Ra-meraden. Patoš Säbel streift meinen Arm, ich haue ihm eine Schramme über die Hand. Wir versöhnen uns, und ich rathe Patoš, die reiche Witwe nicht aus den Augen zu lassen.

Ich fahre natürlich wegen dringender Familien-Angelegenheiten jeden Nachmittag von Stockerau nach Wien. Mein Oberst lacht verstimmt und nennt mich einen verfligten Kerl.

Bartenstein curirt nach wie vor mit Nux und Aconit, — doch ich bin, seiner Ansicht nach, wie alle Verliebten ein incurabler Patient. Patoš hat krankheitshalber Ur-laub genommen und zieht sich, um sich von seinen Schulden zu erholen, auf seine, d. h. auf die Güter seiner Freunde zurück. Ich habe mich mit meiner Cou-sine Zllona verlobt, um endlich allen verwandtschaftlichen Zweifeln ein Ende zu machen. Im April feiern wir unsere Hochzeit und der Zahnarzt wird eingeladen; auch für ein Transparent wird gesorgt, worauf in großen Lettern zu lesen sein wird:

„Eljen“) die Lustgas-Operation!“

*) Vivat!

Nachdruck verboten.

Poeta laureatus.

Von Heinrich Seidel.

Der junge Doctor Anton Brandeis saß in einer stillen Straße der Westvorstadt von Berlin am Fenster und las. Es war ein schöner, stiller Sommerabend; auf den Stirnseiten der Häuser lag ein zartes, rosiges Licht, die Thurmshwaben jagten sich schreiend an den Giebeln entlang, die Kinder spielten Jod und Anschlag, und zuweilen rollte schlaftrig eine einsame Droschke vorüber. Auf alle diese Dinge achtete aber Brandeis gar nicht, denn er war ausschließlich in sein Buch vertieft, und zwar in einer Weise, die wohl der stille Traum manches Poeten ist. Wie sonderbar, daß er, dem schon von Kindheit an ein starkes Interesse für die Poesie inne-wohnte, diesen Dichter erst jetzt entdeckt hatte. Das war doch nur möglich bei dieser fürchterlichen, breiten Vettel-suppe der Literatur unserer Tage, in deren trüber Fluth die paar guten Broden kaum zu entdecken sind. Nicht, daß etwa so viel weniger Gutes sich heutzutage fände als früher, nein, nur das Mittel-mäßige, Ueberflüssige und Elende hat sich in einer Weise ver-mehrt, daß es jammervoll ist. Und alle diese Mittelmäßigen, Ueberflüssigen und Elenden stehen zusammen und rühren die Pauken und die Schellen für einander, wie Quacksalber auf dem Jahrmarkte, die uns Brodfigelchen als heilkräftige Pillen und verdorbenes Pflaumenmus als Latwergen verkaufen. Wie oft war Brandeis schon durch solche oft wiederholten Anprei-sungen bewogen worden, ein Buch irgend eines sogenannten neueren Dichters in die Hand zu nehmen, und wie oft hatte er dasselbe schon verdrücklich wieder aus der Hand geschleudert, weil er fand, daß es immer derselbe fanere Buchbinderleister war, den er schon aus vielen Beispielen kannte! Aber jetzt hatte er so ganz durch Zufall einen Poeten gefunden, der ihn glücklich machte. Unter den Colonnaden der Leipziger Straße entdeckte er ein unscheinbares Büchlein, das der brave Herr Danz mit fünfzig Pfennigen ausgezeichnet hatte. Der Name des Dichters, Walter Kolin, war ihm bekannt, er hatte manches Gute über ihn, aber noch nichts von ihm gelesen, und so meinte er, fünfzig Pfennige an diese neue Enttäuschung wenden zu dürfen. Er brachte das Buch nach Hause und las es noch am selben Abend zu Ende unter Lachen und Weinen und mit stillem Entzücken. Das war der Poet, den er immer gesucht hatte, hier fand er ausgesprochen, was er selber in der tiefsten Seele trug. Gedanken und Empfindungen, die schon lange in ihm nach Worten rangen, hier fand er sie klar und deutlich vorgetragen; wahrhaftig, er selber wäre dieser Dichter ge-worden, hätte die Natur ihm zu einem begeisterungsfähigen und nachfühlenden Herzen auch die Gabe verliehen, zu sagen, was er liebte und was er litt. Wie schön und durchsichtig war die Sprache dieses Poeten! Bald riefelte sie dahin gleich einem Bächlein, das über Kiesel plätschert und zugleich hundert nettsche Lichter wirft, bald brauste sie ungestüm und mächtig daher, bald buchtete sie sich zu sanfter Klarheit, die den gewaltigen Himmel sowohl als das feinste Zweiglein widerpiegelt. Nirgends fand er leere Worte, sondern Alles war aus Anschauung und aus der Tiefe geschöpft; mit ein paar unscheinbaren, aber richtig gewählten Ausdrücken ward eine ganze Landschaft vor das geistige Auge gezaubert, durch eine feine Wendung das verschlungene Gedankengewebe der handelnden Personen blitz-artig erleuchtet. Der tiefste Ernst wie der heiterste Scherz stand diesem Dichter zu Gebote, und Beides wußte er so zu mischen, daß er bei dem Leser die wunderliche Seligkeit des Lachens unter Thränen erzeugte.

Am nächsten Tage ging Brandeis zu Gellius und kaufte sich Alles, was von diesem Poeten erschienen war. Zu seiner Beschämung sowohl, als zu seiner noch größeren Freude fand er, daß es eine ganze Reihe von Bänden war, und nun ruhte er nicht, bis er Alles in sich aufgenommen hatte, um, als er fertig war, mit behaglicherem Gemüthe wieder von vorne an-zufangen. Er mußte sich gestehen, daß er sehr geneigt war, von allen lebenden Dichtern diesem den Vorzug zu reichen. Zwar sein Verstand machte Einwendungen dagegen, aber sein Herz entschied nun einmal so. Es war eben sein Poeta laureatus, und im Stillen für sich nannte er ihn auch so. Nur konnte er kaum begreifen, daß der Name dieses Mannes nicht in Aller Munde und seine Bücher nicht in jeder guten Hausbibliothek waren. Aber dazu war Walter Kolin den guten Deutschen wohl noch lange nicht todt genug.

Herr Doctor Anton Brandeis hatte einige Freunde und Gefinnungs-Genossen, und das erste, was er that, war, daß er hinging und eine kleine Kolin-Gemeinde stiftete, wobei er in den meisten Fällen zu seiner Freude das eigene Urtheil be-stätigt fand. Er begann sich natürlich auch für die näheren Lebensumstände dieses Mannes zu interessieren, konnte aber

*) Das ungarische: „Noch einmal“, wörtlich übersetzt: „Wie war's?“

weiter nichts in Erfahrung bringen, als daß der Dichter schon seit langer Zeit in Berlin lebe. Als er nun an dem schönen Sommerabend seine Lectüre beendet hatte und mit sinnendem Nachgessen in den rothigen Abenddämmerung starre, da fiel ihm dieser Umstand wieder ein; er holte schnell das Adressbuch herbei und schlug nach. Mit freudigem Schreck durchfuhr es ihn, als er fand: Walter Kolin, Schriftsteller, Wiesenstraße 22. Das war ja die Straße, in welcher er wohnte, und die Nummer 22 führte das kleine, zweistöckige Haus gerade gegenüber. Wie wunderbar erschien solches Zusammentreffen. Dieser Mann, den er seit kurzem so überaus verehrte, hatte ihm seit lange gegenüber gewohnt, und gewiß hatte er ihn schon oft, wenn nicht täglich, gesehen. Wer wohnte denn dort außerdem noch? August Dahnke, Schuhmacher, — das war der Portier des Hauses, dessen Frau stets auf Latzchen ging und die gewandteste Zunge in der ganzen Straße führte, — und dann nur noch: Ferdinand Lehmann, Rentier. Das war natürlich der dicke Herr mit der Stumpfnase, dem anstrahlenden Kinn, den kleinen Augen und der Glaze, derselbe Herr, der dort eine Treppe hoch wohnte, lange Pfeifen rauchte und ausah, wie ein pensionirter Bäckermeister, was er auch wohl war. Er stand dabei, — dem gehörte natürlich das Haus. In diesem Augenblicke öffnete sich gegenüber die Thür, und der Bewohner des Erdgeschosses trat heraus. Dieser ihm von Ansehen ebenfalls längst wohl bekannte Mann war also Walter Kolin. Eine vornehme Erscheinung von etwas über Mittelgröße wie Goethe, von gerader Haltung wie dieser und sehr sauber, fast elegant gekleidet. Natürlich, wer so sorgfältig in seinen schriftstellerischen Arbeiten verfuhr und einen so geläuterten Stil schrieb, so viel Werth legte auf das Kleid der Sprache, der gab selbstverständlich auch etwas auf sein Aeußeres. Und welch' einen echten Dichterkopf hatte der Mann! Dunkles, ein wenig natürlich gelocktes, aber kurz gehaltenes Haar, braune Augen von schwarzen Brauen überschattet, eine kräftige, wohlgebildete Nase, darunter ein schöner Schnurrbart. Der ganze Kopf mit seiner bräunlichen Gesichtsfarbe hatte etwas Markiges, und seine Züge schienen aus lauter kleinen Flächen zusammengesetzt in der Weise, wie es Franz Hals zu malen liebte. Fürwahr, an diesem Manne befand sich Alles in Harmonie.

Anton Brandeis konnte ihn sich in aller Ruhe betrachten, denn er stand eine Weile vor seiner Thür, einen Stock mit goldenem Knopfe unter dem Arme tragend, nestelte an seinen Handschuhen und ließ dabei seinen Blick über den hellen Abendhimmel gleiten. Dann wandte er sich und ging langsam und gemessen dem nahen Thiergarten zu. Einige Verse von Uhland schossen Brandeis unwillkürlich durch den Sinn. Er murmelte vor sich hin:

„Ergehst du dich im Abendlicht, —
Das ist die Zeit der Dichtervonne —“

und machte sich ebenfalls für seinen gewohnten Abend-Spaziergang bereit. Es war ziemlich hell draußen, denn die Sonne stand noch am Himmel, in rothigen Dunst gehüllt. In den Straßen brühte die Schwüle des heißen Tages, der die Häuser wie Ofen geheizt hatte, doch von den Gärten wehte zuweilen ein kühlerer Hauch und ein betäubender Levkojen-Duft herüber. An dem blaugelbten Himmel war kein Wölkchen, nur ein Luftballon schwebte dort in der Gegend von Charlottenburg. Der Lustschiffer schien den stillen Abend benutzen zu wollen, um möglichst hoch zu steigen; er öffnete sichtlich die Schenkel, welche ihm als Ballast dienten, denn von Zeit zu Zeit fuhr aus der Gondel, die wie ein Pünktchen erschien, ein schmaler Silberstreif herüber, der sich allmählig verbreiterte und in der stillen Luft verschwamm.

Im Thiergarten war es ein wenig kühler, die Hauptsteige wimmelten von Spaziergängern, und deshalb schlug Brandeis die Wade ein nach den sogenannten wilden Wegen, wo es einsamer war. Dort kamen ihm nur vereinzelte Leute entgegen; die Dämmerungsfalter begannen zu fliegen, vom zoologischen Garten her tönte Musik, und zwischen den Stämmen stand das Abendroth. An einer etwas freieren Stelle schaute er unwillkürlich zum Himmel empor und sah nun wieder den Luftballon, der, allein noch von der schon verschwundenen Sonne beleuchtet, in der gewaltigen Höhe schwebte wie ein rosiges Traumbild. Darüber hatte der junge Doctor versäumt, auf die Begegnenden zu achten, und als er nun weiter schritt, sah er plötzlich den Mann vor sich, der ihm so große Theilnahme einflößte. Dieser beachtete ihn nicht, er ging mit den Händen auf dem Rücken und gesenktem Haupt, scheinbar in sich selbst vertieft, an ihm vorüber. Brandeis hätte viel darum gegeben, hätte er gewußt, welche Gedanken jetzt in dieser so edel geformten Stirn sich bewegten. Sie schwebten gewiß so hoch über dem staubigen Gewimmel auf dieser Erde, wie jener Luftballon in reinen Ketherhöhen. Er empfand es als ein Glück, daß er nun den Mann kannte, der sein Herz so tief zu erregen und sein Gemüth so hoch zu erheitern wußte.

Jedoch, es war ein heißer Tag gewesen und der Abend warin, sodaß Brandeis sich nach einem Trunk sehnte. Die „schlaale Kreatur Dünmbier“ kam ihm in den Sinn, denn an solchen Tagen voll Sommergluth ist das kühle, säuerliche und von Kohlensäure prickelnde Weißbier durchaus nicht zu verachten, insonderheit, wenn man einen Ort weiß, wo es gut behandelt wird. Solchen kannte Brandeis sehr wohl und lenkte seine Schritte zu einem kleinen Weißbiergarten, woselbst eine Anzahl von festen Biedermännern aus der Gegend allabendlich ihre ungeheuren Glasbottiche leerten und dazu Puff, Solo, Sechsendsechzig oder den allmählig alles Andere verschlingenden Stat zu spielen pfliegen. Als der junge Doctor in den kleinen Garten eintrat, sah er dort den anderen Bewohner des ihm gegenüber liegenden Hauses mit einigen Herren an einem Tische sitzen, und als er vorüberging hörte er ihn sagen: „Erbsen, Sauerkohl und Pöckelfleisch sind durchaus nicht zu verachten, — das einzige Gericht, bei dem wir in Wirklichkeit das Wasser im Munde zusammen läuft, wenn es auf den Tisch kommt.“

Brandeis setzte sich an einen entfernten Tisch, denn es gelüstete ihn nicht, noch mehr von den Gesprächen dieses Philosophen aufzufangen; er trank gedankenvoll seine Weiße und grubelte darüber nach, wie seltsam doch das Schicksal die Menschen zusammenwirft, so daß diese beiden Männer in einem Hause wohnten, der Eine, dem das Haupt erfüllt war von lichten Phantasien und heiteren Wundern, und der Andere, dessen Hirn nur die niedrigsten Gedanken zu bewohnen schienen.

Als er dann nach einiger Zeit wieder forgieng, waren die Männer scheinbar noch immer mit Gesprächen über Essen beschäftigt, denn im Vorbeigehen hörte er den dicken Herrn wieder sagen: „Ja, Spicaal, den muß man an der Dösee essen!“



Anton Brandeis.

„Scheußlicher Kerl!“ dachte Anton Brandeis. Als er nach Hause kam, fand er eine Karte vor, folgenden Inhaltes:

„Lieber Doctor! Wollen Sie morgen Abend um acht Uhr zu uns kommen, so habe ich eine hübsche kleine Ueberraschung für Sie. Ich erwarte Sie bestimmt! Ihre Marie Bürgers.“

Brandeis war erfreut über diese Einladung, denn er suchte gern jene Familie, und die Hausfrau war seine mütterliche Freundin. Man traf dort immer angenehme und unterrichtete Leute, und der Verkehr war zwanglos und behaglich. Am nächsten Abend machte er sich bei Zeiten auf den Weg. Der wohlhabende Herr Bürgers hatte ein hübsches kleines Haus in dem sogenannten Kieganischen Villen-Viertel, und als Brandeis dort ankam, ward er von dem Mädchen in den Garten gewiesen. Frau Bürgers kam ihm mit leuchtenden Angesicht entgegen: „Ich habe ganz etwas Wundervolles für Sie“, sagte sie freudig, „die Bekanntschaft hat sich ganz schnell und zufällig gemacht. Kommen Sie!“

Als Brandeis gleich darauf um eine Gebüsche bog, fuhr ihm der Schreck in alle Glieder, denn dort vor einem herrlich blühenden Rosenstrauche, stand im Gespräch mit dem Hausherrn der dicke Herr aus dem Hause gegenüber. „Wie kommt das Ungeheuer hierher?“ dachte er unwillkürlich, aber schon hatte ihn Frau Bürgers dorthin geführt und stellte ihn vor: „Herr Doctor Anton Brandeis, — einer Ihrer größten Verehrer, — Herr Walter Kolin!“ und dann sah sie den Doctor triumphirend an. Dieser aber war wie mit einer Keule vor den Kopf geschlagen, und seine Verwirrung unbeschreiblich. Dieser dicke Mann mit der Stumpfnase, dem anstrahlenden Kinn, den kleinen Augen und der Glaze, dieser pensionirte Bäckermeister, dieser Weißbier-Philister war sein Poeta laureatus Walter Kolin!

„Sehr erfreut!“ stotterte er mechanisch, allein eigentlich war er zerschmettert. Frau Bürgers, die seine Verwirrung sah und sie der freudigen Ueberraschung zuschrieb, legte sich in's Mittel und brachte das Gespräch bald in einen besseren Fluß, sodaß Brandeis den ersten Schreck überwand, und es ihm gelang, seine Begeisterung an den Mann zu bringen und das Gesicht des Poeten mit einem freundlichen Schimmer zu verklären.

„Ein recht verständiger junger Mensch!“ sagte Kolin später gelegentlich zu Herrn Bürgers, denn er glich in dieser Hinsicht, wie wohl alle Künstler und Poeten, ein wenig dem Herrn Piepenbrink aus den „Journalisten“, der von den Leuten, die seine Weiße loben, sagt: „Die Kerls haben keinen schlechten Gesma!“

Als Anton Brandeis aber in angeregtem Gespräch mit Herrn Walter Kolin durch die laue Sommernacht nach Hause gewandert war und sich wieder in seinem stillen Zimmer befand, da schwor er, niemals wieder voreilig von dem Aeußeren des Menschen auf sein Inneres zu schließen, und er hat von jener Zeit ab die Physiognomik für die trüglichsen aller Wissenschaften gehalten.

Die Frau im serbischen Volksliede.

Eine Studie von Ernst von Dombrowski.

(Schluß.)

Fragen wir uns nunmehr, welche Eigenschaften ein Jüngling besitzen muß, um begehrt zu sein, so ist zu erwähnen, daß, wie dies bei allen unverdorbenen Naturvölkern der Fall, die Mädchen selbst wenig auf Stellung und Reichthum, sondern nur auf die Person selbst sehen, während freilich die Mütter und sonstigen Angehörigen erstere Momente allein in Rechnung ziehen. Selbstredend ist es, daß die Bosnierinnen ebenso wenig als ihre in der Kultur höherstehenden Schwestern einen bestimmten Schönheits-Codez für die Männer zusammengestellt haben, daß vielmehr lediglich der individuelle Gesinnung entscheidend wirkt.

Bezeichnend ist es für den allgemeinen Volks-Charakter, daß die Mädchen der Krajina und Bosavina, der beiden Kornkammern Bosniens, stets dem Ackerbauer und überhaupt dem Grundbesitzer den Vorrang einräumen, während die herzogovinische Jungfrau nur die eine unerläßliche Anforderung an den Ertorenen richtet, daß er ein „Held“ (junak*) sei. Ein Lied, das seine ackerbauende Heimath nicht zu verleugnen vermag, läßt eine Mutter ihrer Tochter eine Reihe von Heiraths-

Candidaten vorschlagen. Erst einen Ziegenhirten, der aber verschmäht wird, denn „Ziegenhirt steigt auf die Felsen, wird den Hals mal brechen“; dann einen Schäfer, doch „Schäfer geht in's Waldgebirge, heißen ihn die Wölfe“; ferner einen Handelsmann, indeß der „streift durch die Welt, kommt niemals nach Hause“; weiter einen Schneider, jedoch „Schneider hat gar keine Adeln, hungern ihm die Kindlein“; da nennt die Mutter schließlich einen Adersmann, und das Mädchen ruft freudig aus:

„Mutter, ja, den Adersmann!
Werb' es gut da haben!
Adersmann hat schwarze Hände,
Aber Weißbrot ist er!“

Diese rein materiellen, abschreckend realen Anschauungen zeugen recht deutlich von der Stumpfheit der Savebewohner, die auf der denkbar unglücklichsten Bildungsstufe stehen, — auf der Schwelle zwischen ihrem Urzustande und einer neuen, fremden Kultur. Von ersterem ist nur mehr die Rohheit vorhanden, die nationalen und individuellen Ideale sind verblasst, und die aufgedungenen neuen Sitten und Gebräuche bieten keinen Ersatz dafür. Welch' andere ethische Tiefe weist das echt montenegrinische Lied auf:

Kühlwein trinken dreißig Cetinjaner,
Sie bedient die junge Cetinjanerin.
Wie sie Jedem dar den Becher reichet,
Nach dem Weine keiner streckt die Hand aus,
Jeder will sie küßend nur umarmen.
Doch es spricht das Cetinjan'sche Mädchen:
„Helf' mir Gott, ihr dreißig Cetinjaner!
Dienerin zwar bin ich Euer Aller;
Aber bin nicht Euer Aller Liebchen;
Bin es nur alleine jenes Helben,
Der mir schwimmt durch den Fluß Cetinja;
Ganz in kriegerischer Waffen-Kleidung,
Auf den Schultern diesen Rathsherrn-Mantel.
Also schwimmt er durch den Fluß Cetinja,
Schwimme durch vom Berge bis zum Berge;
Und sein treues Weib will ich dann werden!“
Doch die Helben schau'n zur Erde nieder,
Ob sie wachsen sah'n des Graßes Wellen,
Wie man sieht der Mädchen Hüften schwellen*.
Nur nicht that's der junge Radoica.
Auf die leichten Füße sprang der Jüngling,
Gürtete sich mit den blanken Waffen,
Warf sich ganz in kriegerischen Anzug,
That den weiten Rathsherrn-Mantel d'rüber, —
Also wirft er sich in die Cetinja.

Durchgeschwommen war der Helben-Jüngling,
Durchgeschwommen schon von Berg zu Berge;
Als er aber nun zurück sollt' kehren,
Unter taucht er in die Fluth ein wenig.
Taucht nicht unter, weil er matt geworden,
Taucht unter nur, sein Lieb' zu prüfen.
Ob sie ihn auch treu und herzlich liebt.

Wie das sieht das cetinjan'sche Mädchen,
Stürzt sie sich hinein in's wilde Wasser.
Aber d'ruf der junge Radoica
Taucht empor und faßt das schöne Mädchen,
Trägt sie aus dem Flusse an das Ufer,
Greift sie d'ruf bei ihren weißen Händen,
Führt sie heim in seine weißen Höfe.

Das Lied ist zweifellos alt, hat aber heute noch eine enorme Verbreitung und wird überall mit besonderer Freude aufgenommen; in ganz Montenegro, der Herzegovina, dem südlichen Bosnien und Dalmatien zählt es neben den Gefängen vom Königssohne Marlo zu den am häufigsten gehörten.

Wir gelangen nunmehr, das Mädchentum verlassend, zur Heirath. Wie schon hervorgehoben, schließt mit ihr, höchst feltene Ausnahmen abgerechnet, das Glück des Weibes ab.

„Ach! des Lebens schönste Fei-
Endigt auch den Lebensmai,
Mit dem Gürtel, mit dem Schlei-
Reißt der schöne Wahn entwei!“

Dieses Dichterwort wäre wahrer noch, als es ist, wenn es dem Munde eines bosnischen Sängers entstammte. Wir haben bereits bemerkt, daß den Mädchen keinerlei Einfluß auf die Wahl ihres zukünftigen Gatten zusteht, daß die Mutter vielmehr ihre Tochter oft im vollsten Sinne des Wortes an den Heirathsbedingen, den die Arme vorher vielleicht nie gesehen, verkauft. Alte und neue Lieder schildern diese, leider heute noch herrschende Unsitte, welche früher, allerdings nur in Ausnahmefällen, selbst so weit ging, daß christliche Mädchen an Türken verhandelt wurden, wenn diese mehr boten als andere Freier. Ein solches Vorkommniß schildert ein Lied aus dem Sagentheile von „Zvo dem Jengger**“, welcher für Rusica, die Tochter eines an der Küste wohnenden Baus „drei Schuhe voll Gold-Ducaten“ zahlen will, jedoch durch den Türken-Häuptling Mehmed von Ubdina überboten wird, indem derselbe „sechs Schuhe voll Gold-Ducaten“ entrichten will. Zvo erfährt dies, sammelt eine Schar Helben, darunter seinen Neffen Thadja, und lauert dem Hochzeitszuge des Türken auf; doch verläßt ihn und seine Genossen der Muth, als sie gewahren, daß ihnen die Feinde zehnfach überlegen seien. Nur Thadja zittert nicht, schießt Mehmed und einige Andere aus dem Hinterhalte vom Pferde, worauf sich alle Jengger den erschlagenen Türken entgegenwerfen und sie in die Flucht schlagen. Thadja bemächtigt sich der Braut und führt sie seinem Oheim zu, spricht aber dabei verächtlich:

Hier, o Oheim, nimm das liebe Mädchen!
Doch von nun an bin ich dein Genoss' nicht;
Zeige bist du, wo es gilt zu wagen!

Ähnliche Uebervälle zählen übrigens als Folge der geschilderten Verhältnisse keineswegs zu den Seltenheiten; wer das Land zu Pferde in Begleitung eines ortskundigen Führers bereist, wird von diesem fast stündlich auf Grabsteine aufmerksam gemacht werden, die an Brautraub und die an ihn geknüpften Kämpfe erinnern. Nur ausnahmsweise hatten Räuber die Hand dabei im Spiele, vielmehr handelte es sich meist um die Verfechtung älterer Rechte eines abgewiesenen und nun

*) Eine stehende, in den Helidentiedern überall wiederkehrende Formel, wenn zum Ausdruck gebracht werden soll, daß ein Mann vor einer ihm vorgeschlagenen That zurückschreckt und thut, als ob er nichts gehört hätte.

**) Derselbe, vielfach besungen, lebte zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts.



1889, 25. Juni. — Illustrirte franko-Österreich. — Seite 109.

Offiziere Napoleon I., von Damen der italienischen Aristokratie bewirthet. Von L. Alvarez. — Siehe Seite 111.

Ayuntamiento de Madrid

nach Rache dürstenden Bräutigams. Geling es diesem, seinen Nebenbuhler zu tödten, und die Geliebte zu entführen, so war hierdurch natürlich die Blutrache wachgerufen, und erbitterte Kämpfe bildeten die unausbleibliche Folge.

Wenn ein Freier den geforderten Kaufpreis bereits erlegt und die Mitgift geliefert hat, so ist der Bund damit noch nicht endgültig besiegelt; denn es kommt vor, daß ein zweiter Freier dem ersten diese Gaben vergütet, ihn auch noch anderweitig abfindet, und die Eltern durch reiche Geschenke zur Rücknahme ihrer Forderung veranlaßt, was in der Regel nicht schwer fällt. Ob das Mädchen den ersten Bräutigam geliebt hat, den zweiten vielleicht haßt und verachtet, spielt keine Rolle für die Mutter, und ist auch für den Verlobten ohne Belang, denn seine Frau ist ja seine willens- und rechtlose Skavin, die er, wenn sie sich nicht aus Liebe fügt, mit der Peitsche dazu zwingen darf. Die Väter, die sich, wenigstens sie selten idealistischer, doch immer auf edleren Bahnen bewegen, melden von solchen Greueln wenig, oder malen sie zum Mindesten nicht detailliert aus. Wer aber länger in jenen Ländern gelebt, hat Manches gesehen, was das Blut stocken macht und dem Conscience zwischen solch' beifpielloser Rohheit und dem im Allgemeinen so hochherzigen Charakter des Volkes das denkbar schärfste Relief verleiht. Es gehörte z. B. noch vor zwei Jahrzehnten nicht zu den Seltenheiten, daß in der Herzegovina der den Eltern unpassend erscheinende Geliebte ihrer Tochter vor deren Augen ermordet, und sie selbst noch am selben Tage gezwungen wurde, dem Mörder ihre Hand zu reichen. Zeigte sie diesem nach der Hochzeit ihren Abscheu, so schlug und stieß er die Unglückliche so lange, bis sie sich ihm ergab, wenn sie nicht den Tod einem solchen Loos vorzog. Auch heute noch sind derartige Scenen, wenigstens der Mord meist wegfällt, in einzelnen Landestheilen gewöhnliche Erscheinungen. Das Weib hat hier eben mit dem Augenblicke der Vermählung die Stellung eines Haustheieres und darf nur in dem Falle auf eine halbwegs menschliche Behandlung rechnen, wenn es sich als solches gefügig und brauchbar erweist. Der Mann kauft seine Braut, wie ein Pferd, und wie er dieses, sobald es sich widerständig erweist, mit unarmherzigen Peitschenhieben zum Gehorsam zwingt, ebenso thut er es mit seiner Gattin.

Daß unter diesen Umständen die Ehe jedes tieferen sittlichen Haltes entbehrt, braucht wohl nicht hervorgehoben zu werden. Die Frau hat einzig und allein den Beruf, das Haus zu hüten und für die Kinder zu sorgen, um die der Mann sich nicht zu kümmern braucht.

Abgesehen vom Reichthum war es, namentlich in kriegsreichen Zeiten, aus nabeliegenden Gründen sowohl der Schwiegermutter als auch dem Mädchen selbst lieb, wenn der Freier einen ausgebreiteten Verwandtschaftskreis besaß, da dann sein Haus der (heute nur noch in Montenegro und Albanien im vollen Umfange) üblichen Blutrache wegen gesicherter erschien, als wenn er im Nothfalle nur über die eigene Faust zum Schutze seines Herdes verfügte.

Da in reicheren Landstrichen die Mädchen oft sehr hoch im Preise stehen, sehen sich unbemittelte junge Männer häufig auf Witwen angewiesen, da diese frei über ihre Hand verfügen dürfen und für dieselbe, namentlich dann, wenn sie einmal ein Alter erreicht, in dem sich unsere Damen bereits über ihr Geburtsjahr im Unklaren befinden, bloß ein Geringes verlangen. Uebrigens scheint dieser Brauch, der stellenweise arg überhand genommen, nicht echt südslavisch, sondern erst durch die Türken*) eingeführt worden zu sein, wie denn überhaupt auch der Frauenkauf im Allgemeinen mohammedanischen Ursprungs sein dürfte. Die Bevorzugung von Witwen tritt naturgemäß am häufigsten in den großen Städten deutlich zu Tage, weil daselbst die Vermögens-Unterschiede bedeutender und der Preis der Mädchen ein durchschnittlich höherer ist, als in den abgelegeneren Landestheilen. Aber selbst für Sarajevo*) wird sie in mehreren Dörfern als ein „neuer böser Brauch“ gekennzeichnet und verworfen; so in dem folgenden:

Ueber Sarajevo fliegt ein Falke,
Sucht Schatten, um sich abzukühlen.
Findet eine Lamm' in Sarajevo,
Drunter einen Born mit frischem Wasser.
An dem Born die Witwe Hyacinthe
Und die Jungfrau, duft'ge Gartenrose.
Sann der Falke, Alles wohl bedenkend,
Ob die Witwe Hyacinth' er küsse,
Ob er die Jungfrau Gartenrose?
Aber sinnend sann er aus das Eine
Und sprach also zu sich selber leise:
„Gold ist mehr werth, wenn auch abgetragen,
Mehr als Silber, wenn auch neu geschmiedet.“
Und er küßt die Witwe Hyacinthe.
Zürnend spricht die Jungfrau Gartenrose:
„Sarajevo, Unheil soll Dich treffen!
Weil der böse Brauch in Dir begonnen,
Daß die Jünglinge die Witwen lieben,
Und die greisen Greise schöne Jungfrauen!“

Die Brautwerbung geschieht in der Regel durch den Bruder oder Oheim des Freiers, seltener direct, und zwar wird sie mit Verhandlungen über den Preis des Mädchens eröffnet. Ehe kommt es, wenn der Vater des Bräutigams noch lebt, vor, daß die beiderseitigen Eltern alles Geschäftliche selbständig erledigt haben, ehe sie ihre Kinder von dem im Falle erfolgter Einigung unabänderlichen Beschlusse verständigen, gegen welchen es keinen Widerspruch giebt, seitens des Sohnes ebenso wenig als seitens der Tochter.

Sind die Verhandlungen zu günstigem Ende gebracht, so erhält die Braut entweder einen Ring oder (nach türkischer Sitte), einen natürlichen, bei reichen Leuten einen silbernen oder goldenen Apfel, als Zeichen der Verlobung; letzterer wird indeß vielfach nicht als solches anerkannt und in der Regel bloß bei heimlichen Verlobungen geschenkt. Daher heißt es im Liede:

Einen Apfel giebt als Liebespfand man,
Und Basilicum zum Wohlgeruch;
Doch den Ring nur giebt man zum Verlöbniß.

Ist das Jawort erteilt, so erhält meist auch der Bräutigam von den Verwandten seiner Braut reichliche Geschenke, die er entsprechend zu erwidern hat.

*) Bei diesen darf eine Witwe nur dann an eine neue Verbindung denken, wenn sie kinderlos ist oder die Kinder erster Ehe entsprechend versorgt hat, da der neue Gatte solche in keinem Falle anerkennt.

*) Sarajevo, die an der Miljeda gelegene Hauptstadt Bosniens, gilt im Volksmunde und demgemäß auch in den Dörfern überhaupt, als der Hauptsitz türkischer Unsitte.

Darauf zieht der Brautführer mit blumengeschmückter, wohlgefüllter Cutura*) im Dorfe von Haus zu Haus, verkündet die Verlobung und ladet angemessene Personen zu Gästen (svati) ein; Jeder der Zugenden spricht einen Glückwunsch, hängt ein Geldstück an die Cutura und thut dann einen fräftigen Schluck aus ihr. Absolut nothwendig sind zur Hochzeit ein Trauungspathe (kum vjenecani), welche im Namen Gottes und des heiligen Johannes verleihe Wärme Niemand ablehnen darf;**) ein Gehülfe desselben, der die Fahne trägt; ein Vorsteher der Hochzeitsgäste (starisvat); ein Führer des Hochzeitszuges (vojvode); ein Sackpfeifer (gadjar) und endlich eine Art Kossener (caus), dem jede Insolenz gestattet ist; außerdem eine den Vermögens-Verhältnissen der Brautleute angemessene, möglichst große Anzahl sonstiger Hochzeitsgäste. Am liebsten sieht man es, wenn diese Alle unverheirathet sind und lauter neue Sachen an sich tragen. So rühmt das Lied vom Fahnenträger Milic:

..... aus Herzegovina,
Aus der Suca, aus Catara's Umkreis,
Aus ganz Bosnien wählt er schmutze Svaten,
Lauter junge, unvermählte Jelden,
All' auf Koffen, nie zuvor geritten,
All' mit Waffen, nie zuvor getragen.

Nach und nach versammeln sich alle theilnehmenden Personen im Hause des Bräutigams und werden von diesem und dessen Angehörigen je nach ihrem Range begrüßt, unter Umständen auch beschenkt. Sind alle Gäste eingetroffen, was allerdings bei großen Hochzeiten, an welchen sich Personen aus weitem Umkreise theilnehmen, infolge der mangelhaften Communicationen unter Umständen mehrere Tage, ja Wochen währen kann, während welcher sich die zuerst Angelangten im Hause des Bräutigams gütlich thun, so setzt sich der Zug in Bewegung. Der Bräutigam hat ein weißes Tuch um den Hals geschlungen, der Brautführer eine natürliche oder künstliche Nase angestrichen; voran schreitet der Fahnenträger mit entfalterter Fahne neben dem Führer des Hochzeitszuges. Vor jedem Hause wird Halt gemacht, Glückwunsch und Dank gesprochen und der unentbehrliche Brautwein oder Wein getrunken. Der Haupt-Trost reitet langsam vorwärts, einige junge Svaten aber umkreisen ihn beständig in rasendem Galopp, die tollsten Reiterkunststücke vollführend. Trotz der vielen Personen, der geistigen Getränke und der allgemeinen Aufregung entsteht kein Streit, es darf keiner angefangen und vor Allem kein Blut vergossen werden; dies würde das Glück des Brautpaares, dem Aberglauben nach, von vornherein untergraben und daher von den Angehörigen desselben bitter gerächt werden.

Endlich trifft der Zug im Hause der Braut ein, wo bereits große Vorbereitungen getroffen wurden. Die Hauptpersonen der Feier, die für einander bestimmten, haben sich sehr oft bis dahin noch gar nicht gesehen, zum Mindesten kennen sie einander selten näher; mit welchem Bangen muß die Braut der ersten Begegnung entgegenblicken, welcher Schrecken muß sie empfinden, wenn sie plötzlich gewahrt, daß sie für das ganze Leben an einen zwar reichen, ihr aber gänzlich unbekannten, alten und häßlichen Mann geteilt werden soll! Tief verschleiert fährt sie ihr Bruder den Versammelten vor, indem er ihr zuspricht:

Stille, weine nicht, Mädchenheule!
Aber stets weinen wird Deine Mutter,
Immerdar weinen, um Dich trauern.
Weinen die Mädchen, Deine Gespielen,
Wenn sie am Brunnen Schön-Röschen nicht finden,
Nicht Schön-Röschen, noch frisches Wasser!

Dann übergiebt er sie dem Brautführer (djever) welcher den Bräutigam feierlich ernaht:

Junger Bräutigam, rothe Nase!
Hier, hier haßt du den Rosmarinstengel.
Wenn der Rosmarinstengel verwelkt,
Dir war' es Schande, uns war' es Sünde,
Oft begiebt' ihn, den Rosmarinstengel,
Daß er nicht trauernd verwelke!

Hierauf muß die Braut, vom Djever geführt, unter beständigen, tiefen Verbeugungen Jedem der Anwesenden der Reihe nach die Hand küssen. Nachdem sie alleseitig beglückwünscht worden, wobei mancher rohe Scherz mit unterläuft, wie denn überhaupt die ganze Feier für die Braut eine Marter ist, wird ein Festessen eingenommen und darnach, wenn das thölich, noch am selben Tage nach dem Hause des Bräutigams entlassen. Wer von den Gästen, wenn der Bräutigam oder Starisvat nicht jemanden besonders hierzu bestimmt hat, dahin zuerst die Botschaft von der Ankunft des Zuges bringt, erhält reichlichen Votenlohn, sodas nun die bestberittenen Svaten ein förmliches Wettrennen inszenieren, während Andere, wie früher, jubelnd, singend und Pistolen abfeuernd umherzuwachen. Die Botschaft an die Mutter des Bräutigams wird meist in gebundener Rede erstattet, z. B.:

Freue dich, des Bräutigams Mutter!
Kommt der Bräutigam, die Braut heimführend!
Wasser trankt bis jetzt du, übernacht'ges,
Abgestanden, trüb von Staub und Verwundt!
Frühches, heut'ges, wirst du fortan trinken,
Duftend schön nach Emilien und Basilien!***)

Nähert sich der Zug dem Hause, so verdoppeln sich, von dort wiedergegeben, Schreien, Singen und Schießen. Die Schwester des Bräutigams tritt aus der Thür, breitet ein Stück weißes Linnen vor dieselbe, übernimmt die Braut, nachdem sie der Djever vom Pferde gehoben, und reicht ihr eine Hand voll Getreidekörner, die sie beim Uebersteigen der Schwelle über den Kopf nach rückwärts werfen muß. Im Vorhause angelangt, reicht der Djever der Braut einen Spinnrocken, mit dem sie die vier Wände zu berühren hat; dann erhält sie zwei Brode, die sie unter die Arme nehmen, ein Stück Zucker, das sie im Munde halten und je eine Flasche mit Wein und Wasser, die sie in den Händen tragen muß.

*) Eine flachrunde Holzflasche, die man auch in Ungarn und Rumänien verfertigt findet.

**) Der gegebene Trauungspathe ist der Tauspate des Bräutigams; ohne seine besondere Einwilligung darf bei schwerem Fluche Niemand anders dieser Ehre theilhaftig werden.

***) Zum Verständniß der letzten Zeilen sei bemerkt, daß unverheiratheten jungen Männern die Mütter das Haus besorgen; sobald jedoch der Sohn heirathet, gehen die Pflichten des Haushaltes auf die junge Frau über, und eine Schande wäre es für diese, wenn sie der Schwiegermutter die Verrichtung schwererer Arbeiten zumuthen würde.

Im inneren Raume des Hauses legt sie diese Gegenstände an einen bereitstehenden Tisch, an dem nun ein tolles Gelage beginnt, dem sie bis zum Ende beizuhohn. Am nächsten Morgen findet die Trauung statt, dann folgen noch drei bis vier Tage lang wüste Bacchanalien unter gänzlicher Nichtbeachtung der jungen Frau, — für die Arme ein Vorgeschnack dessen, was sie nun erwartet.

Die Sonne ist für sie gesunken, und selbst an Sternen fehlt es der Nacht ihres nunmehrigen Daseins; nur einmal erhellt ihr freudloses Leben noch ein beglückender Strahl, — wenn sie Mutter wird. Die Liebe der Bosnierin zu ihren Kindern ist oft wahrhaft rührend; in ihr findet sie Ersatz für das, was ihrer Ehe sonst fehlt, in ihr erwachen noch einmal jene Empfindungen, die ihre Brust vielleicht bewegt, ehe sie sich für ewige Zeit gefesselt, ehe ihr der Schleier von den Augen gerissen ward, der ihr den bodenlos gähnenden Abgrund einer verlorenen Zukunft verbarg.

Allerdings ist die Mutterliebe in erster Reihe auf die Söhne gerichtet, was in den geschilderten Verhältnissen seine natürliche Ursache hat. Auch für die Töchter forgt die Mutter treulich bis zu deren Verheirathung, — alte, unvermählte Mädchen sind bis heute hier ebenso wohl wie in jedem anderen, noch nicht von Hyper-Civilisation ergriffenen Lande, unbekannte Größen, — ihre Liebe aber gehört in erster Reihe den Knaben, die ihren ganzen Stolz, ihre ganze Freude ausmachen; nur für sie lebt sie, und werden sie frühzeitig von der Mutter getrennt, sei es nun auf diese oder jene Weise, so dauert es selten lange, bis sie in's Grab sinkt.

Hieraus erklärt sich auch die unendlich hohe Verehrung, welche dem Weibe, so tief seine Stellung als Gattin ist, als Mutter zu Theil wird, und dies ist vielleicht das einzige Gute, was durch die vielfache Verührung mit Mohammedanern, bei denen Mutter- und Kindesliebe sprichwörtlich sind, nicht nur nicht abgeschwächt, sondern womöglich noch potenziert wurde. Die Kinder, namentlich die Söhne, hängen auch im höheren Alter, wenn sie längst selbständig geworden, mit abgöttischer Liebe an der Mutter, und eine Greisin im Kreise ihrer Kinder und Enkel zu sehen, gewährt einen wahrhaft rührenden Anblick, der uns theilweise mit dem abgeregneten Einbrude der südslavischen Ehe veröhnt. Wehe dem Sohne, der seine Mutter nicht ehrt, nicht bis an ihr Lebensende treulich für sie forgt! Die Volkspoesie läßt einen solchen Frevler nicht bloß, der Wirklichkeit entsprechend, durch Menschen, sondern sogar durch den Himmel bestrafen, wofür folgende Legende ein Beispiel liefert:

Nährt neun liebe Söhne eine Mutter,
Mit dem Roden, all' auf ihrer Rechten,
Und vermählt auch die neun Söhne alle.

Als sie aber ausvermählt die Söhne,
Huben an die Söhne so zu sprechen:

„Nur zum Spott ist uns im Haus die Mutter!
Daß sie doch hinausging in's Gebirge,
Unsre alte Mutter, in das grüne,
Und daß dort ein wildes Thier sie fräße!“

Dieses hört die arme alte Mutter
Und im Herzen thut's ihr bitter wehe.
Nimmt zur Hand denn ihren Stab die Greisin,
Geht hinaus in's grüne Waldgebirge.

Niemand ist, der mit ihr da hinausging,
Niemand, als zwei zarte kleine Enkelin;
Rufen: „Komm, Großmütterchen, zurück doch!“
Rufen, und den Enkelin folgt die Greisin.

Da sie aber vor den Höfen anlangt,
Standen um die Höfe die neun Söhne,
Standen da — neun Fellen die neun Söhne,
Kalte Mauern die neun Schwiegermütter;
Goldbeschwingte Tauben, die zwei Enkelin,
Flagen girrend um die kalten Mauern.

Nachdruck verboten.

Aus der Wiener Gesellschaft.

Wien, Ende Mai 1889.

Mit dem jungen Grün der Bäume, das unsere Residenz so freundlich schmückt, schüttelt sie auch den Charakter der Trauer ab, der ihr bis jetzt angehaftet. Zwar blutet noch das Vaterherz unseres edlen Monarchen; doch seine Seelengröße entzieht uns Allen, und besonders Jenen, die das Glück haben, ihm nahe zu stehen, die vollste Bewunderung. Die tiefgebogene Kaiserin, die sich ihrer neuralgischen Schmerzen wegen einer strengen Kur unterziehen mußte, ist Gott sei Dank erfreulich gebessert aus Wiesbaden zurückgekehrt. Die junge Witwe, Kronprinzessin Stefanie, weilt in dem romantisch am Meeresstrande gelegenen Schlosse Miramare. Sie lebt im Kreise ihres Hofstaates still und ruhig, sich viel mit ihrem reizenden Töchterchen, mit Lectüre und Musik beschäftigend.

Ostern, das Auferstehungsfest, hat allen Herzen neue Hoffnung befeuert. Die Charwoche war ganz dem Seelenheile gewidmet, aber nachdem man der Frömmigkeit Genüge gethan, kam endlich doch wieder das Vergnügen an die Reihe.

Zwar haben die verschiedenen jours fixes aufgehört, die zu besuchenden Modetage war. Nur die Gräfin Clam-Gallas empfängt noch. Ihre Salons werden das „Paradies“ genannt, — doch nicht, weil nur Engel darin Einlaß finden (das wäre eine gefährliche Klippe), sondern weil nur die crème de la crème eingeladen wird. Wenn man im Salon Clam erscheint, dann ist man in der Gesellschaft geborgen, man gehört zu ihr.

Die Abende bei der Fürstin Metternich sind nicht so exclusiv, aber vielleicht gerade deshalb anziehender. Die Fürstin hat nicht umsonst in Paris zu Napoleons Zeiten „le beau temps et la pluie“ gemacht, um nicht aus dem ff zu verstehen, ihre Gäste zu unterhalten. Auch die an Kunstschätzen so reichen Salons des Groß-Industriellen unter den Aristokraten, des Grafen Harrach, sind geschlossen. Nur seine prachtvolle Glas-Niederlage im eigenen Palais, — dieser Dorn im Auge der Vollblut-Aristokraten, — ist jahraus jahrein geöffnet; denn Graf Harrach findet es durchaus nicht unter seiner Würde, das Fund, das ihm der Himmel gegeben, zu verwerthen. Er ist auch einer der wenigen Industriellen, welche dieses Jahr die Pariser Ausstellung besuchten. Was kümmert sich die Glas-Industrie um die Politik?

Der reichen Phantasie der Fürstin Metternich ist wieder

eine vorzügliche Idee entsprungen, die, von den ersten Cavalieren unterstützt, sich zu einer reichhaltigen, höchst interessanten Goldschmiede-Ausstellung entwickelt hat. Zu Gunsten der Armen natürlich! Das reiche, todte Kapital, das in den Schatzkammern des Adels liegt, ist an's Tageslicht gekommen und verzinst worden für die Armen Wiens! Was die Fürstin unternimmt, trägt immer den Stempel des Gelingens an sich, und so ist auch diese Goldschmiede-Ausstellung ein voller Erfolg für die Unternehmer, das heißt für die gute Sache.

In den herrlichen, unbewohnten Sälen des kaiserlich Schwarzenberg'schen Palais sind nun wahre Wunder an Gold- und Schmuckstücken zu sehen. Gleich am Eingange steht ein Kasten mit fünftausend Ringen, die eine chronologische Geschichte des Fingerschmuckes, von dem einfachen Reife aus Erde bis zum kunstvollsten Ringlein der Neuzeit, enthält.

Der kolossale Bronze-Ring, der einen wahren Riesen-Finger geschmückt haben muß; der Wappen-Ring in tausenderlei Gestalt, eine Augenweide und ein Kopfzerbrechen für den Heraldiker; der zarte Ketten-Ring, der sich wie durch Zauberspül zum Armbande erweitert; der mit Cameen und Scarabeen geschmückte Ring; die prachtvollen Zingalien, Alle in hundertfacher Auflage und Variation, — das ist Eigenthum eines ungarischen Edelmannes, — die Frucht jahrelanger, liebevoller, kunstverständiger Sammlung.

Die nächsten drei Säle bilden einen würdigen Rahmen für die darin aufgestellten Schätze. Herrliche Gobelins zieren die Wände des ersten Saales. Der zweite ist in Weiß und Gold gehalten; der dritte aber zeigt eine eigenthümliche, bunte Wand-Bekleidung: schillernde Arabesken, Vögel und Blumen aller Art und in allen Farben auf dunkelblauem Grund. Da stehen sie, die Glasfästen mit ihren Schätzen; eitel Gold und Silber in theils barocker, theils kunstvoller Form.

Da liegen sie an einander gereiht, die dreizehn Diademe, die ein kolossales Vermögen repräsentiren. Welches Feuer! Brillanten und wieder Brillanten! Rubinen, Saphire und Smaragden in allen Größen und Fassungen! Dazu die herrlichen Colliers mit den großen Tropfen aus blutrothem Rubin und wunderbarem Smaragd; die reizenden Aigretten, die kunstvollen Armbänder und Ohrringe! Und darunter stehen die Namen der Besitzerinnen all' dieser Herrlichkeiten, und die Phantasie schmückt im Geiste das schöne Haupt der Fürstin Montenuovo mit jenem blühenden Diamanten-Diadem, das einst die Königin Marie Louise getragen, — die Witwe Napoleon des Ersten, die, nachdem des Kaisers Traum und Leben zu Grabe getragen war, ihre Hand dem österreichischen Grafen Neipperg reichte, der den Fürstentitel erhielt und seinen Namen in's Italienische übertrug: Monte nuovo (neuer Berg, Neipperg). Jenes herrliche Collier ist Eigenthum der Fürstin Metternich; hier das in gothischer Stile gehaltene Diadem schmückt die hohe Stirn der Fürstin Kinsky, und da, die gleißende Krieviere den Hals der Baronin Schloisnigg-Carorani. Alle aristokratischen Namen sind in Brillantschrift vertreten.

Die harte finance glänzt durch ihre Abwesenheit; nur angestammter, ererbter Schmuck füllt die Vitrine, die natürlich für uns Damen die größte Anziehungskraft ausübt. Vor uns liegt der Schatz eines ungarischen Magnaten, des greisen Grafen Edmund Zich, des ältesten Vertreters einer weitverzweigten Familie. Ein Auf der Bewunderung entringt sich unseren Lippen. Welche Verschwendung an Edelsteinen! Man fängt an, ihren Werth gering zu schätzen bei dieser Masse! Degen aus Gold, mit Steinen besetzt; breite Gürtel mit Rubinen und Saphiren besetzt, — Ketten aus Gold, dick und schwer, und an jedem Gliede ein erbsengroßer Edelstein; Aigretten für den Kalpat, aus zarten Perlen und Brillanten; Schnallen, Ringe, Sporen, — Alles aus Gold und Edelstein!

Ein anderer ungarischer Aristokrat, dessen Vater zu den reichsten und prachtliebendsten Fürsten zählte, Fürst Esterhazy, hat einen Tisch aus massivem Golde ausgestellt, der ganz mit Edelsteinen bedeckt ist, — dazu eine Standuhr in gleichem Stile, — schwerfällig in der Form, aber umschäbar im Werthe.

Die ehemaligen Regenten von Hannover und Nassau haben wohl ihre Reiche, nicht aber ihren Reichtum eingebüßt. Der Herzog von Cumberland hat aus dem berühmten Welfen-Schatze eine ganze Zimmer-Einrichtung aus reinem Silber geliefert: Tische, Spiegel und hohe, rothgepolsterte Stühle, ein förmliches Silber-Vergewerk repräsentirend. Der Herzog von Nassau stellte ein großes Contingent von goldenen Tafel-Aufsätzen und Eßgeräthen in kunstvoller Ausführung zur Verfügung.

Erzherzog Albrecht, der Onkel unseres Kaisers, hat auch in lebenswürdiger Weise eine mit Silbergeschirr gefüllte Vitrine ausgestellt, und Erzherzog Franz Eske, der präsumtive Thronerbe Oesterreichs, ebenfalls seinen von dem Herzog von Modena ererbten Schatz an Silber, den er im Falle seiner Thronbesteigung dem jüngeren Bruder, Erzherzog Otto, Gemahl der Erzherzogin Josefa von Sachsen, abtreten muß.

An kostbaren Kirchengeschätzen, wie Limborien, Monfranzzen u., an silbernen und goldenen Humpen in allen Größen fehlt es natürlich nicht. Wie geblendet wendet man seine Blicke von dem gleißenden Golde ab; man verliert die Werthschätzung dieses Edelmetalls, — oder bekommt einen förmlichen Goldrausch!

Das Auge fällt auf ein gar anmuthiges Bild. Da lockt uns eine Gruppe schöner Damen in ausgesuchter einfachen Salbtrauer-Toiletten mit wahren Bijoux von bunten Hüten und Capotes zu einem improvisirten Afternoon-tea. Wer kann da widerstehen? Ist der Thee auch theuer, so trinkt man ihn ja zum Wohl der Armen und empfängt ihn aus der Hand einer schönen Dame! Welch raffiniertes Lockungsmittel!

Als ich mich von dem Gold- und Schönheits-Zauber, der mich in den Sälen gefangen hielt, endlich losgerissen hatte und die breite Treppe wieder hinabstieg, philosophirte ich über die ungleiche Vertheilung der irdischen Glücksgüter. Ich dachte an die armen, strickenden Tramway-Kutscher und an die Schätze, die da oben brach liegen. Und doch, wollte man sie zu Gelde machen und unter die Armen vertheilen, es wäre nur ein Tropfen in dem Meere des Elends. Es giebt keinen Ausgleich auf Erden, — das war das traurige Facit meiner ganzen Philosophie!

Wie aus einem Traume erwachend betrat ich das Freie und sah die hereinströmende Menge. Wie sagt doch Gretchen? „Am Golde hängt, zum Golde drängt doch Alles hier auf Erden!“ Unter derselben Flagge: Misericordia! wurde auch Anfang Mai im kaiserlich Arenberg'schen Garten von mehreren aristokratischen Damen ein Bazar und Gartenfest in Scene gesetzt. Der schon etwas veraltete Wohlthätigkeits-Sport des Verkaufs, oder des „modernen Straßenraubes“ ist wieder in Flor gekommen. Vom jungen Frühlingsgrün umrahmt, von den verführerischen Klängen der Militär-Musik umrauscht, entfalteten

die aristokratischen Verkäuferinnen die größte Liebenswürdigkeit. Da wurde nicht der Adelsbrief gemustert, — da hieß es nur: „Thee Geld in Deinen Beutel!“ und der freundlichste Empfang war einem gesichert.

Eine Blume aus der Hand der schönen Comtesse Rodstakth, ein Bonbon von der junonischen Erscheinung der Gräfin Schönborn, ein Bonmot aus dem geistreichen Munde der Altgräfin Salm, unter deren Ähren sich auch ein deutscher König, wenn auch nur ein Gegenkönig, Heinrich IV., befindet, — wer kann dem widerstehen? Es könnte nur ein Missethater sein, der sich nicht nur die Ohren mit Wachs verstopfte, sondern auch die Augen mit einer Binde bedeckte! Der Erfolg war natürlich ein glänzender, und die Armen Wiens, für welche der Ertrag des Festes bestimmt ist, können diesen Sommer gewiß zufriednen sein.

Zu Tisch soll auch im Monat October die Trauung der jüngsten Kaiserstochter mit dem Erzherzog Franz gecelebrirt werden. So hat denn die winterliche Saison, die so schön am 2. December mit dem vierzigjährigen Jubiläums-Tage der Regierung unseres geliebten Kaisers begonnen hatte, die dann Anfangs Februar durch den Tod des Kronprinzen sich schwarz verhüllte, einen freundlichen Abschluß erhalten. Auch einige Bräute zeigen ihre glückstrahlenden Gesichtchen, so die reizende Tochter des österreichischen Ministers des Innern, Comtesse Mary Taaffe, Verlobte des Grafen Condendhoben, die schöne Comtesse Schönborn, Braut des Fürsten Max Fürstenberg und die lebenswürdige Comtesse Marianne Thurn, Braut des Sohnes der Oberst-Hofmeisterin der Kaiserin, Grafen Anton Goß.

Alles liegt jetzt auf's Land, denn unsere wohlgepflegten Park-Anlagen, unser Kahlenberg, wo immer ein frisches Lüftchen weht, unsere blaue Donau können keinen Ersatz bieten für die herrlichen Matten der ewig grünen Seiermark, für die hohen Berge Tirols und die wunderbar schönen Seen Ober-Oesterreichs.

A. Gräfin zu B.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Wohin? Von C. Mod. Siehe das Bild, Seite 105. — Bekanntlich giebt es einen geheimnißvollen, tiefen Reiz, zu dem nur der Gebieter Storch den Weg kennt, in dem wir Alle dem Leben entgegengeträumt haben. Daß es diesen Reiz giebt, ist ganz zweifellos, denn wir wissen ja Alle, daß „wir waren, ehe wir sind“, und das Märchen würde auch nichts von dem Reize zu erzählen wissen, wenn er nicht wirklich existirte. Allerdings können wir gewöhnlichen Menschenkinder den Weg dahin nicht mehr zurückfinden, aber ein Künstler ist auch mehr wie ein gewöhnliches Menschenkind. C. Mod hat den Reiz nicht nur flüchtig wieder gesehen, sondern augenscheinlich ganz ordentliche Vocal-Studien an Ort und Stelle gemacht, und Gebieter Storch und ein Menschenkindlein, das noch in keiner Wiege gelegen, haben ihm sogar Modell gestanden. So ein halb ängstlich, halb neugierig fragendes Gesicht haben wir gewiß Alle gemacht, als wir die Storchenschwinger über uns tauchen hörten. „Wohin? Wohin geht's? In ein Fürstenschloß oder in eine Bettlerhütte?“ — Wir haben uns Alle nicht ausbitten können, in welche Wiege wir gelegt zu werden wünschten, wir haben uns abfinden müssen mit dem Lose, das uns beschieden war.

Offiziere Napoleon I., von Damen der italienischen Aristokratie bewirthe. Von L. Alvarez. Siehe das Bild, Seite 109. — A la guerre comme à la guerre, — heute ein Bivoual unter freiem Himmel, morgen ein Quartier in einem Marmor-Palaste. Man muß den Augenblick benutzen, denkt der Eine der beiden napoleonischen Offiziere, und er stürzt sich todesmüthig in das Feuer der schönen Augen der Marchesa. Der Andere ist vorsichtiger, vielleicht auch nur ungewandter; vielleicht einer der Hauptdegen Napoleons, die aus dem Schlachtfelde sich mit Ruhm bedeckten, aber im Salon vor Fürst zitterten.

Heinrich Seidel. Zu dem Portrait, Seite 108. — Unserem Bekannten ist Heinrich Seidel ein so guter alter Bekannter, daß wir nicht nöthig haben, seiner Bedeutung als Dichter hier noch gerecht zu werden. Einzig in seiner Eigenart, unübertroffen in der Kunst, das Stillleben der Menschen und der Natur zu schildern, mit einer kräftig hervortretenden Beigabe echten Humors, und durch seine behagliche Vortragsweise ebenso stark wirkend, wie durch die Lebenswahrheit seiner Gestalten, so nimmt Heinrich Seidel nicht nur die Stelle eines gern- und vielgelesenen Autors ein, sondern er ist ein Dichter, der sich eine ganze Schar von bedingungslosen Verehrern und Verehrerinnen geschaffen hat. Dieser mächtig wachsenden Schar von Seidel-Verehrern mag es besonders interessant sein, Einiges über den Lebensgang des mit seiner Persönlichkeit beiseiden hinter seine Werke zurücktretenden Dichters zu hören. Heinrich Seidel entstammte einem Predigerhause; am 25. Juni 1842 wurde er als der älteste Sohn des Pastors Seidel in dem mecklenburgischen Dorfe Berlin bei Wittenburg geboren. Trotzdem Seidel hier nur die ersten Kindersjahre verlebte, da sein Vater bald an die Nicolaikirche in Schwerin berufen wurde, ist sein feines Verständnis für das Naturleben, das aus allen seinen Dichtungen hervorleuchtet, doch zweifellos auf die hier empfangenen Eindrücke zurückzuführen. Ein Muster-Schüler ist Heinrich Seidel nie gewesen; er hat es kürzlich in einer launigen Selbst-Biographie erzählt, die er unter dem Titel „Von Berlin nach Berlin“ in einer Zeitschrift veröffentlichte. Seine Mitschüler wußten seine mehr nach innen gerichtete Natur sogar so wenig zu würdigen, daß sie ihn „Dörmer“ oder auch wohl gar „Slapnütz“ nannten. Dafür war er ihnen in allen körperlichen Übungen voraus. Nach dem Seidel es bis zur Tertia gebracht hatte, sagte er der Schulbank Salet und trat als Volontär in die Schweriner Lokomotiv-Reparaturwerkstätte ein, um sich für den Ingenieur-Beruf praktisch vorzubilden. Achtzehnjährig bezog er dann das Polytechnikum in Hannover, und nachdem er nach Absolvierung seines Studiums mehrere Jahre hindurch seine Kräfte zwei Klosterröhr Maschinenfabriken gewidmet hatte, siedelte er 1866 nach Berlin über, um noch einige Jahre auf der Gewerbe-Akademie zu studiren. Durch den Professor der Kunstgeschichte Friedrich Eggers wurde Seidel in den bekannten „Tunnel über der Spree“ eingeführt, jene Vereinigung von Literaten und Literaturfreunden, deren Glanzzeit zwar damals schon weit zurücklag, die aber am Ende der sechziger Jahre eine Art Nachblüthe entfaltete. Hier verdiente sich Heinrich Seidel die ersten Dichterloben, aber auch in seinem eigentlichen Berufe fehlte es ihm nicht an großen Erfolgen. So löste Seidel eine Aufgabe, wie sie vorher noch keinem deutschen Ingenieur gestellt war, indem er 1872 die Construction des eisernen Daches der mächtigen Anfunfshalle des Anhalter Bahnhofes in Berlin

mit 62½ Meter Spannweite ausführte. 1870 erschien das erste Bändchen Seidel'scher Dichtungen, dem bald weitere folgten; gegenwärtig sind sechs Bände seiner Gesammelten Werke im Verlage von Liebeskind in Leipzig erschienen. Seidel hat seinen Ingenieur-Beruf aufgegeben und lebt, — seit 1875 mit Agnes Beder, der Tochter eines Hamburger Kaufmannes, verheirathet, — in Berlin nur noch seinen dichterischen Arbeiten und seiner Familie. Bei dem jüngsten seiner drei Knaben hat Feldmarschall Graf Moltke, den einst des Dichters Großvater taufte, Gevatter gestanden.



Nachdruck verboten.

Neue Papiere!

Keinen Schreck, wenn ich bitten darf. Wir leben zwar, wie man mich jüngst versichert hat, inmitten einer neuen Ära der Gründungen, aber wenn ich an dieser Stelle von „neuen Papieren“ spreche, so sind selbstverständlich nimmermehr jene bunten schillernden Werthscheine und Scheine gemeint, welche als Aktien, als Obligationen mit und ohne Priorität, oder als Dividenden-Talons diese Welt des Scheins berücken, entzücken und ihr dann manchmal, leider meist zu spät, die ganze papierene Nichtigkeit ihrer Träume und Hoffnungen recht grell vor Augen führen. Ueberlassen wir derartige „Papiere“ dem forgernden Gatten und unserem Bankier, dem braven, allezeit opferbereiten Freunde, — hoffentlich sind sie Beide Mitwisser jenes seltsamen Geheimnisses, in welches mich einst ein Kundiger einweihte: daß die Schönheit der äußeren Ausstattung bei allen Aktien fast regelmäßig im umgekehrten Verhältniß zu ihrem eigentlichen Werthe stehen soll.

Bei den unschuldigen „neuen Papieren“, welche ich heute im Sinne habe, liegt die Sache anders. Bei ihnen nämlich geht, Dank der gebiegenderen Richtung unseres jetzigen Kunstgewerbes, beinahe stets die innere Gebiegenheit mit dem Glanze des Außergewandtes Hand in Hand. Die Zeiten sind hoffentlich für immer vorüber, in denen eine ausgeprochene Schundwaare sich unter dem Namen Luxuspapier breit machen konnte, lediglich weil dem elenden, dünnen und leichten Holzschliff-Erzeugnisse ein prunkendes Mäntelchen umgehängt war. Umgekehrt aber, — und das ist nicht weniger bedeutsam, — ist der Fabrikant heute zu der Einsicht gekommen, daß eine an sich gute Waare schweren Schaden erleiden muß, wenn ihre künstlerische Ausstattung den Händen von Fälschern, von Dilettanten, oder, am schlimmsten fast, der lediglich markt-gängigen Geschäftlichkeit ideenloser Mutterzeichner anvertraut wird. Gerade die deutsche und österreichische Papier-Fabrikation würde sich nimmermehr mit so großem Erfolge von der französischen und englischen Concurrenz frei gemacht haben, wenn sie nicht den Stiff, den gebildeten Farbensinn wirklicher Künstler zu gewinnen gewußt hätte.

Ich habe schon einmal, vor Jahr und Tag, in diesen Blättern über unsere heutigen Papier-Ausstattungen geäußert, und ich schüttete damals noch mein tiefbetrübt Herz über den Mangel an Geschmack aus, der sich weniger als ein Verschulden der Fabrikanten, denn als die Schuld des lieben Publicums in der sogenannten Markt- und Durchschnittpapier-Anspruch. Ich erlaube mir in aller Bescheidenheit darauf hinzuweisen, daß jenes hochzuverehrende Publicum sich nicht wundern darf, wenn eine allzu billige Waare auch eine herzlich schlechte, und daß es andererseits für die Fabrikanten sehr, sehr schwierig ist, auf die Geschmackrichtungen und die Zahlungs-Bereitschaft der Käufer einzuwirken, zumal jene mit einer oft geradezu erdrückenden Concurrenz zu kämpfen haben.

Seit nun scheint es mir, als ob ich eine Wendung zum Besseren constatiren könnte. Ich will lieber vorsichtig sein und sagen: den Anfang eines solchen Umschwunges! Ich habe zwei Anzeichen dafür. Einmal glaube ich bei meinen Streifzügen durch die maßgebenden Lager unserer Reichshauptstadt das Obfiegen eines ruhigeren, gediegeneren Geschmackes auf unserem Gebiete bemerkt zu haben; die bunten spottbilligen Cartons mit den grellgeblöhten Papieren, die schlechthinigen Vögen mit den „überlebensgroßen“ Monogrammen sind seltener geworden und eine allzu extravagante Ausstattung findet, wie man mich versichert hat, nur noch sehr eingeschränkten Beifall. — Den zweiten Anhalt giebt mir mein sehr ausgebreiteter Briefwechsel. Selbst diejenigen meiner Freunde, welche früher in den „ausgefallenen“ Formaten, mit den gewagtesten Farben-Zusammenstellungen und den künftigen Emblemen exzellirten, haben sich zu einer vornehmeren Einfachheit bekehrt, und auch die allerjüngsten meiner jungen Freundinnen und Gönnerinnen senden mir ihre reizenden Episteln nicht mehr auf Briefbogen, welche tarrirtem Fendensstoff zum Verwechseln gleichen oder eine grasgrüne Wiesenfläche mit rothen Wohlblumen in allen vier Ecken imitiren.

Unsere Zeichnungen führen uns heute eine ganze Anzahl moderner Papiere vor; es ist freilich nicht möglich, im Holzschnitte den überraschenden Reichtum der Farben zur Erscheinung zu bringen, welche dieselben auszeichnen, aber die Stützen geben doch die Art der Ausstattung, die ganze Geschmackrichtung klar und deutlich wieder. Ausgesprochene Eleganz vereinigt sich fast bei allen Cartons, in allen Mustern, mit einer vornehmen Einfachheit, und die überaus große Mannigfaltigkeit der Formen, wie der Decoration ermöglicht, worauf ich besonders Werth lege, ein Anpassen der äußeren Briefgestalt an den Inhalt und an die Neigungen des Schreibenden, wie des Briefempfängers. Wir finden da unter Anderem schwarzes, gediegenes Kanzlerpapier von ungewöhnlicher Stärke, wie es für den Arbeitsstisch eines vielbeschäftigten Mannes paßt, der das übliche Geschäftspapier gern einmal mit einer eleganteren Form vertauscht. Neben geschmackvollem gelbweißen Sportpapier sehen wir solches mit reicher und doch keineswegs überladener heraldischer Ausstattung in metallartig wirkendem Reliefdruck, und eigenartige Vögen von fast viereckiger Form im Stil der italienischen Renais-sance. Für den Schreibtisch einer eleganten Frau eignet sich das glatte, verschiedenfarbige Atlaspapier ebenso vortrefflich, wie das originelle, gelbliche, raue Bauernpapier mit seinem Schmucke von bunten Blumen, ähnlich denen, welche wir als Außenzier der sogenannten Bauernkisten kennen. Ganz reizend endlich find auch unsere jungen Damen bedacht: das Muster-Fliederblüthe, ein parfümirtes, cremefarbenes Papier mit zart getönten Fliedersträußen, wird gewiß ebensoviele Beifall finden, wie die Vögen mit den schelmischen Köpfchen von Kate Greenaway. Geradezu entzückend sind die zu den Papieren gelieferten Cartons. Der Industriezweig, welcher sich mit diesen Cartonage-Arbeiten beschäftigt, hat in den letzten Jahren einen ganz entschiedenen Aufschwung genommen, — auch er Dank vor Allem dem verständnißvollen Eingreifen wirklichen Kunstsinnes. Ein Carton z. B., wie derjenige, in welchem das Papier „Mosaïque de Venise“ Aufnahme gefunden hat, ist eine

Zierde jedes Schreibtisches, er ist wirklich ein kleines Geschenk für sich. Und gerade als Geschenk, als reizende Geschenke, eignen sich alle diese Papier-Ausstattungen im höchsten Maße. Man ist häufig in Verlegenheit bei der Wahl einer kleinen Freundschaftsgabe, welche dem Empfänger wirklich Freude bereiten und doch zugleich auch den Stempel einer gewissen Anspruchslosigkeit tragen soll, — nun wohl: ein geschmackvoller Carton mit Briefpapier, mit Karten und Briefeinschlüssen ist fast überall willkommen. Der Geber, die Spenderin müssen es nur verstehen, unter dem fast übergroßen Reichtume von Mustern eine zweckentsprechende, sinnige Auswahl zu halten. Das ist freilich nicht immer ganz leicht, aber eine richtige Wahl wird auch stets einen freudigen, aufrichtigen Dank finden.

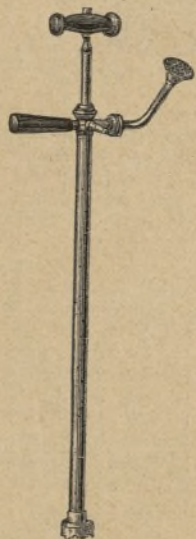
Sp.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Einige Regeln über das Begießen.

Will man in den heißen Sommertagen im Garten Genuß und Erquickung finden und sich an dem kräftigen Gedeihen seiner Pflanze erfreuen, so darf man es vor allen Dingen nicht an reichlicher Bewässerung fehlen lassen. Diese muß jedoch den Pflanzen zu rechter Zeit und in richtiger Weise, vorsichtig und mit Sachkenntnis zugeführt werden. In den heißen Monaten ist die beste Zeit zum Gießen am Abend, an heißen Tagen aber kann man es zu jeder Zeit vornehmen. Bei großer Sonnenhitze darf eine Bewässerung nur im Nothfalle erfolgen, weil sich dadurch, namentlich bei lehmhaltigem Boden, eine feste Kruste bildet, welche den Zutritt der Luft zu den Wurzeln hindert. Ist die Erde in Folge von anhaltender Trockenheit hart geworden, so muß man die Oberfläche vor dem Gießen mit der Hacke auflodern. Das Regenwasser ist allen Gewächsen am zuträglichsten; man sollte daher Vorkehrungen treffen, um es so viel wie möglich aufzufangen. Auch Fluß- und Teichwasser ist weich und besitzt wegen der zerstreuten thierischen und pflanzlichen Stoffe viel nährnde Bestandtheile. Das kalte Brunnenwasser hingegen enthält meist nur mineralische Stoffe, besonders Kalk; es hinterläßt nach dem Verdampfen oft Schmutzflöckchen auf den Blättern und hemmt durch Verstopfung der Poren die Luft-Circulation. Ist man daher auf die Benutzung von Brunnenwasser angewiesen, so sollte man es stets tagsüber in offenen, freistehenden Gefäßen oder in Bassins den Einwirkungen von Sonne und Licht aussetzen, damit es sich erwärme und der aufgelöste Kalk zu Boden fällt. Gebraucht man das Wasser kalt und frisch, wie es aus dem Brunnen kommt, zum Gießen, so wird eine so plötzliche Abkühlung den Pflanzen mehr schaden als nützen. Das zu verwendende Wasser muß stets mindestens denselben Wärmegrad haben, wie die Luft, welche die Pflanzen umgibt; am wohlthätigsten wirkt es, wenn es noch 4 bis 6 Grad wärmer ist. Die Natur kann hierin unsere Lehrmeisterin sein; sie zeigt uns, wie segensvoll und befruchtend ein warmer Regen ist, besonders wenn er sanft, gleichmäßig und tropfenweise niederfällt. Dem entsprechend müssen auch wir beim Gießen verfahren und das Wasser nicht mit starkem, geradem Strahle aus der Brause strömen lassen, sondern es langsam, gleich einem feinen Staubregen, den Pflanzen zuführen. Am zuträglichsten ist es ihnen, wenn sie nicht mit einem Male das erforderliche Wasser erhalten, sondern nach und nach, indem wir wiederholt leicht, aber schließlich doch durchdringend gießen. — Wie alle Arbeiten durch gutes, brauchbares Handwerkszeug erleichtert werden, so sind auch für das Gießen zweckentsprechende und bequeme Rannen von großem Belange. Die Abbildung zeigt eine sehr praktische Gießkanne von ovaler Form aus starkem, nicht rostendem Zinkblech, deren weit gebogener Hantel sowohl das Tragen erleichtert, wie bei der



Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 58.

Neue Briefpapiere.

Handhabung von Vortheil ist. Auf Wunsch kann man zu dieser Gießkanne außer der Strahlenbrause noch ein anzuschraubendes Rohr mit Regenbrause erhalten, welches sich in vielen Fällen sehr nützlich erweist. — Bei dieser Gelegenheit sei noch auf eine sehr praktische Handspritze hingewiesen, die den Gartenbesitzern, namentlich wo es an Wasserleitung fehlt, große Annehmlichkeit und Erleichterung bietet, und sie in den Stand setzt, Blumen, Gehölze und Rasen ohne viel Mühe zu bewässern und von Staub und Insekten zu befreien. Die fest und stark gearbeitete Spritze aus Messing kann in jedes beliebige Gefäß mit Wasser gestellt werden und läßt sich nach Wunsch und Bedarf mit Strahl oder Brause leicht und bequem verwenden.

D. A.

Fragen.

Weiße Lilien. — Die weißen Lilien in meinem Garten stehen schon seit mehreren Jahren an derselben Stelle und haben in diesem Sommer nur wenig Blüthenstiele getrieben. Würde ich gut thun, sie umzusetzen, und wann geschieht dies am besten?

E. K. in Zoppot.

Tube-Rosen. — Ich bin eine große Freundin der Tube-Rosen und freue mich, daß dieselben wieder Modeblumen geworden sind. Lassen sie sich überwintern und im nächsten Jahre abermals zur Blüthe bringen?

Lina L. in Halberstadt.

Gichtmäden der Rosen. — Wann ist die geeignetste Zeit zum Gichtmäden der Rosen?

J. F. bei Meiningen.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Beschneiden der Ziersträucher (63). — Ob das Beschneiden der Gehölze am zweckmäßigsten vor oder nach der Blüthe geschieht, hängt von ihrer Art und Eigenthümlichkeit, besonders aber von dem Stande und der Entwicklung der Blüthen-Knospen ab. Bei einer großen Anzahl der Ziersträucher brechen die Blüthen aus dem jungen Holze hervor, aus den Seitenäugen vorjähriger Triebe, wenn dieselben wenigstens fünf Blätter entwickelt haben. Derartige Buschwerk wird am besten im Frühjahr, vor Beginn des Wachssthums, beschneiden, indem man die vorjährigen Zweige etwa um ein Drittel verkürzt. Es entstehen nun wenige, aber kräftige Triebe, die schöne und große Blüthen hervorbringen werden. Zu dieser Gruppe gehören die Rosen, mit Ausnahme der gelben persischen Rose (Kosa lutea, Persian yellow) und der Hagebutte, ferner Schneeball, Weigela, Deutzie und viele Arten von Spiraea. — Andere Sträucher entwickeln ihre Blüthen-Knospen ebenfalls am jungen Holze, aber an der Spitze der Zweige, sobald dieselben einen Trieb von fünf bis acht Blättern gemacht haben. Wollte man diese Gehölze, wie Flieder, Rothdorn, Hortensie, gelbe Rose vorzeitig beschneiden, so würde man der Blüthenpracht verlustig gehen. Dagegen ist es gerathen, nach dem Verblühen die Gartenschere oder ein scharfes Messer zur Hand zu nehmen, die welken Blumen zu entfernen, altes Holz herauszuschneiden, die Sträucher zu lichten und ihnen eine gefällige Form zu geben. — Dasselbe gilt von denjenigen Ziersträuchern, die auf dem alten Holze ihre Blüthen-Knospen treiben, wie die reizende gefüllte Pflaume, Mandel, Cydonie, Kammetstrauch, Tamarix. — Manche Sträucher, z. B. die meisten immergrünen, Daphne, Magnolie werden so wenig wie möglich beschneiden. Bei den Nadelhölzern unterbleibt der Schnitt ganz, falls man nicht eine bestimmte Form zu geben beabsichtigt.

P. Sch.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Muskelkrampf. — Giebt es ein Mittel, den Muskelkrampf in den Beinen zu verhüten oder wenigstens schnell zu heben?

M. G. in Leipzig.

Conservirung von Fruchtsäften. — Kann mir Jemand mittheilen, wie Fruchtsäfte roh mit Weinstein-Säure conservirt werden?

Frau Anna K., Berlin.

Behandlung von Fleisch. — Bei der frühzeitigen Hitze nahm Fleisch, das ich einige Tage in der Speisekammer bewahrte, einen üblen Geruch an; giebt es ein Mittel, denselben zu beseitigen?

Neue Abonnentin in Preßburg.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Gipsfiguren (96 u. 102). — Für das Reinigen von Gipsfiguren wird uns noch das folgende Verfahren als selbsterprobt mitgetheilt: Man löst ein Stück gelöschten Kalk in Regenwasser auf. Die entstandene dünne, milchig-weiße Flüssigkeit vermischt man mit $\frac{1}{2}$ Theelöffel voll hellem, dünnem Pergamentleim.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Nachdem beide Theile gut verrührt sind, hängt man die mit dünnem, festem Bindfaden umschürzte Figur so in die Flüssigkeit, daß sie rings umher von derselben umspült ist. Nach einer halben Stunde etwas nimmt man sie heraus, läßt sie völlig trocknen und bestreicht sie mittelst eines feinen Pinsels mit Menn. Man braucht zu einer mittelgroßen Figur ein nutzbares Stück Menn, den man in einer Tasse Wasser auflöst. So behandelte Gipsfiguren werden völlig rein und leuchtend weiß.

Frau Dr. H. in B.

Sprüche für Tischläufer und Theetücher (88 u. 96). — Von sehr geschätzter Seite wird uns noch eine große Anzahl derartiger Sprüche freundlichst zur Verfügung gestellt, von denen wir eine Auswahl hier folgen lassen:

Ich liebe mir den heitern Mann
Am meisten unter meinen Gästen;
Wer sich nicht selbst zum Besten haben kann,
Der ist gewiß nicht einer von den Besten.
Ein fröhlich Gemüth und edler Wein,
Die mögen hier oftmals beisammen sein.
Kommt Dir zu Haus ein fremder Gast,
Gieb's ihm so gut, als Du es hast.
Salz und Brod gebe Gott,
Dann hat's hier keine Noth.
Trink und is',
Gott's und der Armen nicht vergiß.
Ein guter Trunt
Macht Alte jung.
Sei mit den Deinen
Allzeit im Reinen.
Wasserkrug macht alt und klug.
Ein froher Gast ist Niemand's Last.

Frau Fanny L. geb. Baronin C. in J.

Toiletten-Schwämme (96). — Weiches Wasser versetzt man mit etwas verdünnter Salzsäure und legt die Schwämme einen halben Tag hinein. Dann drückt man sie fest aus, wäscht sie tüchtig mit heißem, scharfem Sodawasser und spült sie zuletzt in Wasser, dem man etwas Spiritus zusetzt, nach. Die Schwämme werden völlig sauber und so elastisch, wie neue.

H. in B.

Salpeterhaltiges Brunnenwasser (96). — Die weiße Schicht, die sich in Theelöffeln und sonstigen Gefäßen, in welchen regelmäßig Wasser gekocht wird, ansetzt, ist ein Kalt-Niederschlag. Denselben entferne ich von Zeit zu Zeit aus meinen emailirten Gefäßen mit einer Mischung von einem Theile Salzsäure und einem gleichen Theile Wasser. Dieselbe wird in den Topf gegossen und umgeschwenkt, worauf der Kaltanlag sehr rasch verschwindet. Die Mischung kann, gut verfort, öfter gebraucht werden. Auch entfernte ich den Kalk, doch weniger rasch, indem ich das gut zugegebene Gefäß mit starkem Essig auskochte. Zur sonstigen Reinigung emailirter Gefäße verwende ich calcinirte Soda und Seife. Das Schmelzen mit Sand ist der Glasur sehr schädlich, da allmählig durch das starke Reiben auch die Emaille abgerieben wird.

Henriette B. in München.

Frau Fanny L. geb. Baronin C. in J. Verbindlichsten Dank für Ihre freundliche Sendung. Wir haben die Sprüche mit großem Interesse gelesen und, wie Sie sehen, eine Anzahl davon auch unseren Lesern noch nachträglich mitgetheilt.

Frau Erdgräfin A. in Schw. Ihrem Wunsch sind wir, wie Sie gesehen haben werden, schon zuvorgekommen.

E. K. in Br. Leider nicht verwendbar. Frein v. W. in A.-S. — Der Versuch, alte Sandstühle zu verwenden, ist vielfach gemacht worden, hat sich aber immer als wenig ergrüßbar erwiesen. Wer sich Zeit und Mühe nicht verheißt, läßt und im geringsten Befähigung haben ist, die vor der Verwendung mit Benzin gereinigt werden müssen, kann ein Leder-Mosaik herstellen, ganz in der Art, wie man sie von besten, auf der linken Seite zusammengeheftet, zu Sternen zc. zusammengelagert. Geht man für kleine Buchdeckel, Unterlagen zc. zu benutzen. Bei einigem Geschick können derartige Arbeiten sogar recht hübsch werden, sie lassen sich auch mit leichter Bronze-Malerei noch weiter verzieren. Bezüglich aller anderen Verwendung siehe „Handarbeiten“ der Nummer vom 16. Juni d. J.

G. Scholt. — Aufboden-Antrieb. Wir geben Ihnen gern das nachfolgende Rezept, bemerken aber dabei, daß dasselbe bei so schlechten Dienen, wie Sie sie angeben zu besitzen, schwerlich sehr haltbar sein kann, noch weniger, wenn Sie auch nicht die zum Trocknen notwendige Zeit abwarten können. Ritzige Dienen müssen ausgekittet, besser ausgebohrt werden, um eine glatte Fläche herzustellen; ist Beides nicht thunlich, so wäre zunächst ein zweimaliges Streichen mit weißer Leinwand, der etwas Ocker zugefügt ist, zu empfehlen. Ist dies geschehen, so überstreichen Sie den Boden mit einer geringen Menge Leinöl, nach fünf Stunden mit Schellack-Firnisch, und wiederholen Sie dies Verfahren in gleicher Weise nach Ablauf einer Stunde, wenn möglich zwei Mal. Schellack-Firnisch bereitet man durch Auflösen von Schellack in Weingeist. Man rechnet dabei auf zwei Liter Weingeist anderthalb Liter Schellack und bewahrt die Lösung in einer gut verkorkten Flasche.

Fr. B. in D. Wir hatten vor Kurzem bereits Gelegenheit, das praktische Werkchen „Der weibliche Handarbeits-Unterricht für Schule und Haus“ von Emma Wehrhede. Gera, A. Reichert, an dieser Stelle zu empfehlen, weisen jedoch in Ihrem Interesse nochmals darauf hin, weil gerade in den letzten, das Ganze abschließenden Theilen die für das Haus so wichtigen Anleitungen gelehrt werden, die Ihnen bei dem Unterrichte Ihres Töchterchens sehr zu Statten kommen dürften.

Langjährige Abonnentin aus Ungarn. — Obstflöckchen entfernt man mit Eau de Javelle, wenn dieses nicht zur Hand, mit einem zu gleichen Theile aus Chlor und Borsäure vermischten Fleckwasser, welches, kochend aufgebracht, vor dem Gebrauche durch ein Tuch gegossen werden muß. Die betreffenden Stellen werden nach dem Waschen der Stücke in das Fleckwasser getaucht, durchgerieben, und die Wäsche dann in's Spülwasser geworfen oder zum nochmaligen Aufkochen in den Kessel gethan. Wenn Kaffeeflecke alt sind, lassen sie sich schwer fortbringen; man bestreicht sie mit Butter, läßt sie eine Zeit lang liegen und wäscht sie dann mit „Arminer Kaffee“, nach, oder man weiche sie in Regenwasser ein, reibe sie tüchtig durch, wäscht sie in heißem Wasser nach, und zuletzt in solchem, in dem Weizenkeime verkokt ist. Gelblich-braune Flecken können mit einem weichen Schwamme abgewaschen und mit eben solchem Lauge vorsichtig nachgetrocknet werden. Nach und nach verblasen die Flecken, bis sie ganz weiß sind. Man muß sich mit dem verdickten Lauge mit dem Schwamme gewaschen oder mit einem Leder abgerieben werden.

Reinigungsquellen: Briefpapiere: H. Hampe, W. Markgrafen-Str. 50. — Sandspitzen, Gießkannen: C. Augustin, vorm. P. Schmitt, W. Potsdamer Str. 9.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt und für die Abonnenten der Großen Ausgabe ein Modenbild. Druck von Otto Dürer in Leipzig.